

Im  
Schwarzwald |  
*Uncollected Poems*  
1906–1911

*Rilke*

Blätter der Rilke-Gesellschaft

31 | 2012

*Wallstein*

BLÄTTER DER RILKE-GESELLSCHAFT

BLÄTTER DER RILKE-GESELLSCHAFT  
Band 31 (2012)

Im Schwarzwald  
*Uncollected Poems 1906–1911*

Im Auftrag der Rilke-Gesellschaft  
herausgegeben von  
Erich Unglaub und Jörg Paulus



WALLSTEIN VERLAG

Zuschriften an die Redaktion:

PD Dr. Jörg Paulus  
Technische Universität Braunschweig  
Institut für Germanistik  
Bienroder Weg 80  
38106 Braunschweig  
E-Mail: [j.paulus@tu-bs.de](mailto:j.paulus@tu-bs.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2012  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)  
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen  
ISBN 978-3-8353-1137-4

WOLFGANG SCHMIDBAUER

## *Rilke, Krankheit und Dichtung*

Wir sind ins Leben gesetzt, als in das Element, dem wir am meisten entsprechen, und wir sind überdies durch jahrtausendelange Anpassung diesem Leben so ähnlich geworden, daß wir, wenn wir stille halten, durch ein glückliches Mimikry von allem, was uns umgibt, kaum zu unterscheiden sind. Wir haben keinen Grund, gegen unsere Welt Mißtrauen zu haben, denn sie ist nicht gegen uns. Hat sie Schrecken, so sind es *unsere* Schrecken, hat sie Abgründe, so gehören diese Abgründe uns, sind Gefahren da, so müssen wir versuchen, sie zu lieben.<sup>1</sup>

Psychologische Diagnosen gleichen Musikinstrumenten. Sie engen eine Vielfalt von Möglichkeiten ein, um praktische Vorteile zu gewinnen und eine sonst nicht greifbare Vielfalt handhabbar zu machen. Sie lehren uns etwas über die Vielfalt der Psyche, indem sie diese reduzieren, wie auch ein Instrument die Vielfalt der akustischen Möglichkeiten reduziert, uns gleichzeitig aber den Geist der Musik näher bringen kann – vorausgesetzt, wir wissen es zu spielen.

Wer von einer Hysterie oder einer Depression spricht, engt die Vielfalt menschlicher Möglichkeiten ein, um eine Person den *vorhandenen therapeutischen Möglichkeiten* zuzurüsten. Die meisten anderen Verwendungen sind voreilig und gefährden den Sinn des Ganzen, etwa die Hysterie- $\rightarrow$ Diagnose $\leftarrow$  angesichts einer Ehefrau oder Mitarbeiterin, deren Gefühlsausdruck dem Ehemann oder Vorgesetzten  $\rightarrow$ übertrieben $\leftarrow$  erscheint. Auf diesem Weg hat der Hysteriebegriff so an Trennschärfe verloren, dass er in den neueren Manuals durch den Begriff einer *histrionischen Störung* ersetzt wurde.

Wer mit den begrifflichen Werkzeugen der psychiatrischen Diagnose nach Erklärungen sucht, sollte zunächst einmal die Problematik diagnostischer Systeme in der Nervenheilkunde bedenken. Da nur wenige der im Sprachgebrauch  $\rightarrow$ nervös $\leftarrow$  genannten Störungen naturwissenschaftlich belegte Substrate (von der Art des Tuberkel-Bazillus bei der Tuberkulose) haben, lässt sich hier Willkür nur schwer begrenzen. Es gibt Berichte, wonach sich die Zahl der Schizophrenie-Diagnosen in einer psychiatrischen Klinik nach dem Wechsel des Chefarztes halbiert oder verdoppelt hat. Dokumentiert ist auch, wie sich nach einem solchen Wechsel der Klinikleitung die Symptome selbst veränderten und einst sehr ernst genommene Krankheitsbilder buchstäblich verschwanden.<sup>2</sup>

1 Brief an Franz Xaver Kappus, 12.8.1904. In: RMR: *Werke. Kommentierte Ausgabe*. 4 Bände und ein Supplementband. Hrsg. von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski und August Stahl. Frankfurt a. M. und Leipzig 1996-2003, hier Bd. 4, S. 542-543.

2 Charcots Ansehen in Paris beruhte zunächst auf soliden neurologischen Diagnosen, wurde von ihm aber mit großem Sinn für Prestige und Machtausübung durchgesetzt und in Bereiche erweitert, in denen sich das medizinische  $\rightarrow$ Wissen $\leftarrow$  nicht von dem der Astrologie unterschied. Die »große Hysterie«, die Charcot entwarf und bis zu seinem Tod im Bewußt-

Statt einen Zugang zu erleichtern und das Verständnis für die künstlerische Produktivität zu vertiefen, erklären pathographische Modelle wie die von Lange-Eichbaum<sup>3</sup> wenig bis nichts von der Persönlichkeit eines Dichters und vergrößern eigentlich nur das Rätsel, weshalb ein derart in seiner Pathologie gesehener, womöglich auf sie reduzierter Mensch Texte von solcher Kraft schaffen konnte.

Texte entstehen durch Texte, die ein Dichter in sich aufgenommen und verwandelt hat. Ohne den vergleichenden Blick auf die Texte ist das Werk nicht zu verstehen. Aber der Blick auf den *Verarbeitungsprozess* in der Person des Autors ergänzt diese Art der Betrachtung; hier siedle ich den möglichen Beitrag der Psychologie an. Sie muss zu diesem Zweck historisches Denken erlernen und sich von der Illusion befreien, es gäbe eine zeitlose Psyche und zeitlose psychologische Kategorien, die unabhängig von einer speziellen geschichtlichen und kulturellen Situation funktionieren.

Durch eine psychodynamische Untersuchung, welche über die reine Symptombeschreibung hinaus nach inneren Zusammenhängen – etwa zwischen Kindheit, Familiendynamik und späterem Schicksal – greift, gewinnen wir Anhaltspunkte, aufgrund von fragmentarischen Beobachtungen Ganzheiten zu rekonstruieren, ähnlich dem Archäologen, der vereinzelte Scherben besser zuordnen kann, nachdem er einige intakte Vasen studiert hat.

Insofern können psychodynamische, nicht etikettierende Erwägungen angesichts einer historischen Gestalt zu einem besseren Verständnis beitragen, solange wir uns des Umfeldes bewusst bleiben und bei jedem Schritt überlegen, ob er über die reale Entfernung noch trägt.

sein der europäischen Medizin verankerte, ist laut Shorter ein Kunstprodukt, erzeugt durch suggestive Ansteckung der zusammengepferchten Patientinnen und aufrechterhalten durch die ›hypnotischen‹ Bemühungen der Assistenten, Beweise für die Theorie des Meisters zu finden.

Daß die Hysterie durch epileptoide Anfälle charakterisiert ist, denen ein ›Stadium des Clownismus‹ und ein ›Stadium der pathetischen Haltungen‹ folgen, galt so lange, wie Charcot seinen Assistenten dieses Krankheitsbild glaubhaft machte. Jules-Joseph Dejerine, der zwei Jahre nach Charcots Tod dessen Lehrstuhl übernahm, betreute ebenfalls einen ganzen Saal armer hysterischer Frauen. Aber wo unter Charcot gezuckt und geschrien wurde, ging es jetzt ruhig zu, weil der Chef keine Anfälle mochte. »In den acht Jahren, die ich nun an der Salpêtrière bin«, so fasst Dejerine zusammen, »haben die Symptome der sogenannten großen Hysterie, wo sie sich in meiner Abteilung zeigten, in keinem einzigen Fall länger als eine Woche angehalten« (vgl. Edward Shorter: *Moderne Leiden. Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten*. Reinbek 1994).

3 Wilhelm Lange-Eichbaum: *Genie – Irrsinn und Ruhm*. München 1928.



### *Rilkes Faszinosum*

Die antike Plastik suchte sozusagen die Logik des Körpers, Rodin sucht seine Psychologie. Denn das Wesen der Moderne überhaupt ist Psychologismus, das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unsres Inneren und eigentlich als einer Innenwelt, die Auflösung der festen Inhalte in das flüssige Element der Seele, aus der alle Substanz herausgeläutert ist, und deren Formen nur Formen von Bewegungen sind.<sup>4</sup>

Das Faszinierende an Rilke geht weit über sein Werk hinaus: es ist dieses radikale Leben als Dichter, diese extreme Vereinzelung, die sich doch in den Priester-Dienst am Allgemeinsten stellt, das Menschen überall verbindet: die Sprache, die Natur, das Gefühl, die Kunst. Christusgleich, dornengekrönt, vaterlos, elternenttäuscht, die Mutter mehr Last und Pflicht als Halt, muss Rilke sich seine Gläubigen erst erschaffen, muss um sie werben, redet jeder Einzelnen zu, als sei sie die Einzige, unvergleichlich, unerreicht, jeder Hingabe wert – wenn nur die begrenzten Kräfte nicht wären und nicht das Werk, die Arbeit, die es jeden Tag zu beginnen gilt, die alle schön finden sollen, während das Ich des Dichters sich an keinem der erreichten Erfolge dauerhaft erfreut oder auch nur soviel Halt gewinnt, dass die Ängste weichen und die Abgründe sich schließen.

Wer sich einer solchen Person psychologisch nähert, sollte jeden seiner Begriffe kritisch prüfen, ehe er ihn auf sie anwendet. Angesichts von Rilke scheinen mir hier die Begriffe der Hysterie und der Depression besonders problematisch, aber auch das Konzept der narzisstischen Störung funktioniert nur eingeschränkt. Das hängt mit dem Mangel an objektivierbarem Substrat in einer psychologischen Diagnostik zusammen. Während Schlaganfall oder Tuberkulose im 18. Jahrhundert Vergleichbares bedeuten wie im 21., gibt es heute keine ›offizielle‹ (das heißt in den Manuals stehende) Hysterie mehr, während sie doch zu Rilkes Lebzeiten eine der häufigsten Diagnosen war, um Symptome zusammen zu fassen, welche Phia Rilke ebenso wie ihr Sohn aufweisen: Stimmungsschwankungen, erhöhte Reizbarkeit, abrupter Wechsel von Kontaktsuche und Kontaktabbruch, vor allem aber körperliche Leidenzustände ohne organisch fassbare Ursache.

In den neueren Rilke-Biographien ist nicht mehr von Hysterie die Rede, sondern nur noch von Depression. Dabei hat Rilke nach meinem Eindruck niemals länger an einer klinisch bedeutsamen Depression gelitten. Diese wäre durch Verlust der Fähigkeit zu Freude oder Trauer, der affektiven Resonanz, durch eine Denkhemmung, Hoffnungslosigkeit und Suizidgedanken charakterisiert. Wenn der junge Rilke in Liebesaffären von Suizid spricht, hat das mit einem depressiven Symptom wenig zu tun; es ist eine parasuizidale, verbale Inszenierung, um bestimmte Wirkungen auf ein Gegenüber zu erzielen. Ernsthafte Selbstmordpläne habe ich nirgends entdecken können; Rilke hing am Leben und plante lieber eine Reise als seinen Tod.

Auch in Lebensphasen, in denen ihm seine Biographen eine tiefe Depression bescheinigen, erledigte Rilke fast immer seine Korrespondenz. Er kümmerte sich

<sup>4</sup> Georg Simmel: *Philosophische Kultur*. Leipzig, 1919 (2. Auflage), S. 180.

brieflich um seine Ehefrau, seine Mutter, seine Freundinnen und Freunde und konnte – ganz anders als der an einer Depression Erkrankte – sein Leiden durchaus anschaulich machen.

Klinisch bedeutsamer für Rilkes Leben scheinen mir seine manischen Stimmungen. Auch diese halte ich nicht für so exzessiv, dass sich die Diagnose einer entsprechenden Störung rechtfertigt, aber sie haben vermutlich viele seiner körperlichen Zusammenbrüche mit verschuldet. Rilke überschätzte sich selbst, seine seelische und körperliche Belastbarkeit ebenso wie die seiner Freundinnen und Freunde. Er überschätzte seine finanziellen Möglichkeiten immer wieder bei weitem. Wenn er schließlich gegen die Realität prallte, hat er heftig gelitten. Er hat dann manchmal versucht, sich zu bessern, dann aber wieder trotz der Freiheiten eines Künstlerlebens für sich beansprucht. Alltagsorgen und schlechte Hotels sollten einem Künstler erspart bleiben.

Wenn ich mit aller gebotenen Vorsicht Rilkes nervöse Symptome auf einen diagnostischen Nenner bringen darf: Ängste, depressive und hypomanische Episoden im Zusammenhang mit Phantasien, mit einem idealisierten Liebesobjekt zu verschmelzen oder es zu verlieren, auf der Grundlage von Störungen des Selbstgefühls und der Aggressionsverarbeitung, verbunden mit ausgeprägten Fähigkeiten, sich durch Einsamkeit, Naturbegegnung und poetische Produktivität selbst zu heilen.

Das Eingangszitat aus den Kappus-Briefen des 29jährigen Rilke drückt eine beeindruckende Tiefe der Einsicht in die Quellen menschlicher Angst und Depression aus. Ich halte es auch für keinen Zufall, dass sich Rilke mit diesen ebenso realistischen wie tröstlichen Argumenten an ein Spiegelbild, einen »jungen Dichter«, wendet. Wer so schön und treffend gegen eine Depression argumentieren kann, wer Texte schreibt, die wir heute ohne Bedenken in ein Manual der kognitiven Therapie aufnehmen könnten, der muss über beträchtliche Potenziale der Selbstheilung verfügen.

Und nur wer das Leben nicht kennt und unsere professionellen Möglichkeiten naiv überschätzt, wird die Tatsache gegen Rilke anführen, dass er auch nach dem Ersinnen so treffender, poetischer Antidepressiva seine Abstürze und Verzweiflungstage erfuhr. Wie die Helfer-Forschung lehrt, haben Psychiater unter allen Fachärztegruppen das höchste Selbstmordrisiko.<sup>5</sup>

5 Vgl. Wolfgang Schmidbauer: *Die hilflosen Helfer*. Reinbek 1977.

### *Helfer und Don Juan*

Aber Dottore Serafico! *Jeder* Mensch ist einsam, und *muß* es bleiben und *muß* es aushalten und *darf* nicht nachgeben und *muß* die Hilfe nicht in anderen Menschen suchen, sondern in dem geheimnisvollen Walten, das wir in uns fühlen, ohne es zu kennen oder zu verstehen – Und wer fühlt es so wie Sie, Gottbegnadeter, Sie Undankbarer!

Und was brauchen Sie immerfort dumme Gänse retten zu wollen, die sich selbst retten sollen – oder der Teufel soll die Gänse holen – er wird sie ganz bestimmt wieder zurückbringen (Sie brauchen sich nicht zu ärgern denn ich kenne Niemanden und weiß von Niemandem)

Es kommt mir vor, D.S. daß der selige Don Juan ein Waisenknabe neben Ihnen war – und Sie thun sich immer solche Trauerweiden aussuchen, die aber gar nicht so traurig sind in Wirklichkeit, glauben Sie mir – *Sie, Sie selbst* spiegeln sich in allen diesen Augen<sup>6</sup> –

Die Feststellung, dass Don Juan ein Waisenknabe sei, verglichen mit dem poetischen Seelenfänger, ist stark übertrieben, zeigt aber den Scharfsinn der Freundin, die diese Zeilen an Rilke schrieb. Während Don Juan die Frauen grausam fallen lässt, nachdem er sie mit den höchsten Versprechungen verführt hat, bietet ihnen Rilke einen Platz in seiner Innenwelt an, den sie doch bitte nicht mit einem Platz in seinem Alltag verwechseln sollen. Marie von Thurn und Taxis versucht in diesem Brief, ihren Hofdichter zu überzeugen, dass für seine »Trauerweiden« nicht die Poesie zählt, sondern – wie es Heine formuliert hat – »Suppenlogik und Knödelargumente«.

Allerdings redet sich die in Ehe, Familie und Vermögen wohl eingebettete Marie leicht gegen Rilke, der nichts von dem halten kann. Sie will ihn, wie schon der ihm von ihr verliehene Name »Dottore Serafico« besagt, dauerhaft im spirituellen Reich ansiedeln. Der Dichter aber fühlt sich in der ihm verordneten Höhenluft nicht wohl und kann nicht anders, als immer wieder zu versuchen, doch ein Stück irdisches Liebesglück zu erhaschen.

Nicht nur die Objekte seiner wetterwendischen und dann wieder fast unzerstörbaren Liebe, sondern auch seine Biographen können nicht anders, als in wechselnden Schattierungen über Rilkes zwischen Sehnsucht und Vermeidung schwankendes Liebesleben zu staunen, zu rätseln oder sich zu empören. Wie kann es sein, dass er Frauen, die er soeben noch kniefällig-beschwörend in den Mittelpunkt seines Lebens gerückt hat, nach Wochen oder Monaten wieder aus diesem zu entfernen wünscht – meist indem er sich selbst daraus entfernt, wichtigste Arbeiten oder soziale Pflichten vorgibt? Wie kann es nur sein, dass der Dichter einerseits die höchsten Forderungen an Hingabe stellt, zu erfüllen verspricht, um dann wieder zu behaupten, »daß jede Art von Zuneigung, die einen anderen Menschen bindet –

<sup>6</sup> Marie von Thurn und Taxis an RMR, 6.3.1915. In: RMR/Marie von Thurn und Taxis: *Briefwechsel*. Besorgt durch Ernst Zinn. 2 Bde. Zürich und Frankfurt a.M. 1951, Bd. 1, S. 404; Rilke nennt in seiner Antwort den Brief der Prinzessin ein »schönes großes Gewitter« (ebenda, S. 408).

jeder Anspruch, den ein Mensch an den anderen stellt – ein *tödliches Unrecht* sei«?<sup>7</sup>

Als Rilke sich 1915 in die Malerin Lulu Albert-Lasar verliebte, die mit einem zwanzig Jahre älteren Mann verheiratet war, überschüttete er sie mit Gedichten und Blumen. Wie Lasar in ihrer 1952 (damals war sie 67) veröffentlichten Geschichte ihrer *Wege mit Rilke* beschreibt, schwankte Rilke zwischen Verschmelzungswünschen und Näheängsten; er beteuerte die Einzigartigkeit ihrer Liebe und zog sich, wenn er sich ihrer sicher war, in seine Arbeit zurück oder pflegte andere Freundschaften.

Wieder und wieder wünschte er, ohne sich anscheinend klar zu machen, wie kränkend das war, er wolle ganz woanders sein (es war Krieg, und er konnte weder in sein geliebtes Paris noch nach Italien reisen). Irgendwann, so berichtet die entnervte Geliebte, hab sie ihm gesagt: »Lieber, bring mir die schwierige Kunst bei, gleichzeitig da und doch nicht da zu sein.«<sup>8</sup>

Solche Formen der Liebe beruhen darauf, dass die stabilisierenden Qualitäten des Vertrauten, der Befriedigung, der Geborgenheit und der Ökonomie nicht ausreichend vor dem Impuls schützen, sich aus einer mehr oder weniger schlagartig angstbesetzten Beziehung zurückzuziehen. Dieselbe Partnerin, welche zuerst mit allen Mitteln erobert und angesichts ihres Zögerns oder ihrer Fluchtneigung festgehalten wurde, gewinnt in diesen Zuständen bedrohliche Züge. Sie wird zum Feind.

Während der nicht in die Dynamik dieses Verhaltens vordringende Betrachter die *Aufnahme* der Beziehung für »normal« hält, den *Rückzug* aber für das Zeichen einer plötzlichen Störung, verhält es sich in Wahrheit umgekehrt. Für den Dichter ist die reale Frau ein Gegenstand unbewusster Ängste. Er fühlt sich von ihr grundsätzlich bedroht, so sehr er sich auf der anderen Seite nach ihrer Nähe sehnt. Indem er die Beziehung gestaltet und die Geliebte nach Kräften bewundert und erhöht, ihr seine Aufmerksamkeit und Liebe beweist, gelingt es ihm, über eine bestimmte Zeitspanne diese untergründigen Ängste zu entschärfen. Irgendwann reichen seine Kräfte nicht mehr aus; die Ängste führen zur Trennung oder, wenn diese nicht möglich ist, zum Kompromiss der körperlichen Erkrankung. Sie schützt den Dichter vor weiteren Ansprüchen, entschuldigt ihn und rechtfertigt einen Ortswechsel, um wieder zu sich zu kommen und sich zu erholen.

Im Modell des Don Juan, das da Ponte in Mozarts Oper verewigte, hat dieses Kippen von der idealisierenden Liebe in die Entwertung eine sexuelle Gestalt: die penetrierte Frau ist von diesem Augenblick an wertlos geworden. Bei Rilke ist die Angelegenheit – entgegen der ironischen Unterstellung von Marie Taxis – doch sehr viel komplizierter. Er lebt in zwei Welten, im Alltag und in dem, was er schreibt. Im Alltag muss er sich von den Frauen trennen, sobald er sich durch eine Beziehung *ingeengt* fühlt. In diesem hier oft verwendeten Ausdruck steckt die zentrale Emotion der Angst – *angustia*, die Enge, hat ja dem deutschen Wort die Wurzel gegeben.

7 Ralph Freedman: *RMR. Der Meister. 1906-1926*. Aus dem Amerikanischen von Curdin Ebnetter. Frankfurt a.M. 2002, S. 95.

8 Lulu Albert-Lasar: *Wege mit Rilke*. Frankfurt a.M. 1952/1985, S. 140. Zitiert nach Freedman: *Der Meister* (wie Anm. 7), S. 260.

In seiner (Brief)Schreibkunst aber kann Rilke die Angst vor der Nähe unter Kontrolle bringen und Beziehungen so gestalten, wie er das braucht, um sich sicher zu fühlen. Dieses Sicherheitsbedürfnis des Schreibenden scheint mir ein wichtiges Motiv dieser Kunst, umso ausgeprägter, je persönlicher und gefühlstragender seine Texte sind. Wer einen Brief schreibt, ist gleichzeitig alleine und bei dem Adressaten, er ist, wie es die paradoxe Bitte von Rilkes Geliebter aus dem Jahr 1915 andeutet, *gleichzeitig da und nicht da*.

Wer die Berichte über die Kindheit und Jugend Rilkes liest, erkennt eine belastete Biographie. René wurde nach einer früh verstorbenen Schwester in eine unglückliche Ehe hineingeboren: der Vater hatte seine Träume von einer Laufbahn als Offizier aufgeben müssen und war als Inspektor bei einer Privatbahn Beamter im gehobenen Dienst. Die Mutter, Sophia Rilke, entstammte einer Familie der oberen Mittelschicht und war bald von ihrem Mann chronisch enttäuscht. Es kam zu keiner weiteren Schwangerschaft, die Eltern trennten sich, als Rilke neun Jahre alt war. Rilke blieb bei seiner Mutter; er kam ein Jahr später in ein Internat.

Die Mutter verzärtelte ihren Sohn und band ihn in eine überhitzte Frömmigkeit mit ein. Sie kleidete ihn im Vorschulalter wie ein Mädchen, suchte in ihm Ersatz für die verlorene Tochter, was auf beträchtliche Energie schließen lässt, ihren Sohn entlang ihrer eigenen fixen Vorstellungen zu formen. Der Vater scheint damit nicht einverstanden gewesen zu sein, aber er kam gegen die Mutter nicht an.

Der kleine René wurde ein ödipaler Sieger. Die Mutter zog ihn dem Vater vor, sie parentifizierte ihn, – eine wahrhaft drückende Last auf kindlichen Schultern, die der Dichter fast bis an sein Lebensende mit bewundernswürdiger Geduld getragen hat; davon wird in der Untersuchung des 2009 veröffentlichten Briefwechsels mit Phia Rilke noch die Rede sein.

Ein stabiles männliches Selbstgefühl bildet sich aus der Identifizierung mit einem als genügend gut erlebten Vater. Rilke hingegen wurde von seiner Mutter als Retter aus ihren Depressionen früh idealisiert und gleichzeitig immer wieder fallen gelassen, wenn er nicht in der Lage war, die Mutter zu trösten und ihr über ihre Kränkungen hinweg zu helfen. Er konnte nie einen angemessenen Umgang mit aggressiven Impulsen erwerben und reagierte mit heftigen Ängsten, stoischer Verleugnung, Erkrankungen und anderen Formen des Rückzugs, wenn die entsprechenden Seiten seiner Person gefordert gewesen wären.

In der Militärschule, die Rilke auch literarisch (*Die Turnstunde*, 1899) als traumatische Erfahrung beschrieben hat, wurde dieser Mangel an »gekonnter« Aggression bereits deutlich: Er ließ sich von seinen Mitschülern schlagen, ohne sich zu wehren, was bei diesen keine Reue, sondern Spottlust weckte. Die Uneinigkeit der Eltern zeigte Folgen: Rilke bat seine Mutter, seine schlechten Leistungen in Turnen und Sport gegenüber seinem Vater zu verheimlichen. Joseph Rilke kritisierte seine Frau und drängte sie, den Jungen vom »Dichten« abzubringen, während Phia Rilke in dieser Neigung unterstützte.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Ralph Freedman: *RMR. Der junge Dichter. 1875-1906*. Aus dem Amerikanischen von Curdin Ebner. Frankfurt a. M. und Leipzig 2001, S. 33.

In der Militäroberrealschule spitzte sich der Konflikt zu und führte zu einem Wechsel zwischen Erkrankungen, Sanatoriumsaufenthalten, Rückkehr in die Schule und erneuter Erkrankung. Die Eltern stritten weiter – Phia gab ihrem Sohn recht, was das brutale Klima in der Militärschule anging; Joseph gab Phia die Schuld, die ihren Sohn verzogen und seine Phantasie überspannt habe. Weshalb Rilke schließlich die Schule verließ, ist nicht ganz klar; eindeutig ist aber, dass er sie schrecklich fand, in diesen Jahren häufig krank war und viele Kränkungen durchlebte.

Wie lässt sich Rilkes Unfähigkeit, mit Aggressionen umzugehen, verstehen? Aus den Berichten über sein Verhalten in der Militärschule wird deutlich, dass er sich, wenn er sich schlagen ließ und sich nicht wehrte, mit Christus identifizierte. Dieses Bild passte zu seinem Streben, Phia von ihrem Schmerz über den Verlust der Tochter und ihre unglückliche Ehe zu erlösen. Er war mit seiner Mutter so eng verbunden, dass kein Quäntchen Ärger oder Wut gegen die von ihr inszenierten Beschneidungen seiner Männlichkeit aufkommen durfte.

Die abgewehrte Aggressivität verschwindet nicht aus der Person, sondern sie wendet sich gegen diese, wenn ihr der Weg in die Außenwelt versperrt wird. Je mehr die inneren Spannungen wachsen, desto stärker prägt sich die Gefahr aus, dass sie den Organismus überlasten und dessen Immunabwehr schwächen: Ein Infekt, den ein unbelasteter Jugendlicher in Tagen überwindet, braucht Wochen und Monate, um auszuheilen. Aus einer solchen Dynamik wird die Verbindung von seelischer Qual und häufigen körperlichen Erkrankungen verständlich, die Rilkes Militärschulzeit prägte.

Kleine Kinder werden von ihren Affekten vollständig erschüttert. Angst und Wut wühlen sie so sehr auf, dass sie eine angemessene Affektkontrolle nur dann erwerben können, wenn sie in solchen Extremsituationen eine erwachsene Bezugsperson vorfinden, die sich in ihre Überlastung einfühlt und diese mit trägt. Rilke hat seine Affektsteuerung nicht angemessen entwickeln können. Die impulsiven Ausbrüche des jungen Mannes haben seine Freundinnen heftig erschüttert. Später hat Rilke gelernt, sich rechtzeitig zurückzuziehen und in seiner literarischen Produktivität eine Möglichkeit zu finden, diese Schwäche in einer Stärke zu verwandeln. Jetzt erkannten andere voller Bewunderung, wie der junge Dichter herzerreißende Leidenschaften symbolisch zu bewältigen wusste.

Vermutlich haben beide Eltern Rilkes ihren Sohn geliebt und ihm durchaus ein Grundgefühl der Geborgenheit und des Vertrauens in seine Fähigkeiten vermittelt. Aber durch die Spannung zwischen ihnen und durch die Belastung der Mutter durch den Tod des vorausgehenden Kindes wurde René in seinen archaischen Affekten nicht genügend gut wahrgenommen und unterstützt. Das kann dazu führen, dass ein Prozess der Desomatisierung blockiert wird, welcher sonst dazu führt, dass sich seelische Erregungen und körperliche Vorgänge in der Entwicklung voneinander trennen.

## *Freud und Rilke*

*[...] eines jungen, bereits rühmlich bekannten Dichters<sup>10</sup>*

Im Jahr 1916 erschien in Berlin *Das Land Goethes 1914-1916. Ein vaterländisches Gedenkbuch*. Herausgeber war der Berliner Goethebund, Mitarbeiter neben anderen ein prominenter jüdischer Autor aus Wien, der später den Goethepreis der Stadt Frankfurt erhielt: Sigmund Freud. Es war die Zeit der abflauenden Kriegsbegeisterung. Angesichts der inzwischen verbreiteten Ängste und Depressionen, welche dem rasenden Überschwang und den Millionen von vaterländischen Gedichten im Sommer 1914 folgten, passte Freuds Aufsatz gut: Mut aufbauen angesichts der Vergänglichkeit – das war seine These und seine Forderung.

Als Vertreter der Antithese diente Freud kein anderer als Rainer Maria Rilke. Er war, wie wir heute wissen, der »junge Dichter«, welcher in der Einleitung des kleinen Aufsatzes eine Rolle spielt, freilich zum Stichwortgeber herabgewürdigt wird. Hören wir Freud:

»Vor einiger Zeit machte ich in Gesellschaft eines schweigsamen Freundes und eines jungen, bereits rühmlich bekannten Dichters einen Spaziergang durch eine blühende Sommerlandschaft. Der Dichter bewunderte die Schönheit der Natur um uns, aber ohne sich ihrer zu erfreuen. Ihn störte der Gedanke, daß all diese Schönheit dem Vergehen geweiht war, daß sie im Winter dahingeschwunden sein werde, aber ebenso jede menschliche Schönheit und alles Schöne und Edle, was Menschen geschaffen haben und schaffen könnten. Alles, was er sonst geliebt und bewundert hätte, schien ihm entwertet durch das Schicksal der Vergänglichkeit, zu dem es bestimmt war.«

Der Spaziergang mit Rilke und dem »schweigsamen Freund« (vermutlich C.G. Jung, dessen Beziehung zu Freud damals in die Brüche ging) fand 1913 anlässlich einer Tagung der Psychoanalytiker in München statt, an der Lou Andreas-Salomé und Rilke teilnahmen. Damals stellte Lou Andreas-Salomé den jungen Dichter Freud vor. Freud war von Rilke sehr angetan und warb um ihn. Vielleicht dachte er, er könne den hoch begabten jungen Mann ähnlich für die Sache der Psychoanalyse gewinnen, wie andere Nichtärzte auch, etwa Otto Rank, Hanns Sachs, Theodor Reik und Lou Andreas Salomé selbst. Gerade Lou war eine große Werberin für die Psychoanalyse; sie brachte auch Viktor Emil von Gebattel von einer literarischen Laufbahn ab und überzeugte ihn, Medizin zu studieren und als Psychoanalytiker zu praktizieren.

Rilke hielt Abstand. Wenn ich mir vorstelle, wie er achselzuckend, Abscheu im Gesicht, die ersten Nummern der Zeitschrift *Imago* liest, in der sich die Psychoanalyse mit philologisch wie historisch dilettantischen Werkzeugen der Kunst und Literatur zu bemächtigen sucht, kann ich das gut verstehen.<sup>11</sup> Auch in dem Aufsatz

<sup>10</sup> Sigmund Freud: »Vergänglichkeit«. In: *Ges. W. X.* Frankfurt a. M. 1946, S. 358.

<sup>11</sup> Im Jahr 1912 nach der Lektüre der ersten Nummer der psychoanalytischen Zeitschrift *Imago* kommentiert Rilke in einem Brief »sehr gewagte und [...] oft voreilige Anwendungen der gewonnenen Einsichten. [...] es wäre zu keiner anderen Zeit möglich gewesen, so undelikat einzugreifen, als gerade in unserer, wo es keine Intimität mehr zu geben scheint



über »Vergänglichkeit« hat Freud mit Rilke etwas getan, was ihm selbst später oft widerfuhr: Er stellt den Dichter als jemanden hin, der eine ganz naive Auffassung hat. Dieser gegenüber kann dann Freud seine überlegene Einsicht aufbauen. »Aber ich bestritt dem pessimistischen Dichter, daß die Vergänglichkeit des Schönen eine Entwertung desselben mit sich bringe.« Dabei ließe sich viel von dem, was Freud gegen die Trauer angesichts der Vergänglichkeit ins Feld führt, auch in Rilkes Werken nachweisen – und Einiges dazu, was vielleicht tiefer reicht. Freud besteht aber auf *seiner* tieferen Einsicht und begegnet Rilke mit einer Widerstandsanalyse:

»Ich hielt diese Erwägungen für unanfechtbar, bemerkte aber, daß ich dem Dichter und dem Freunde keinen Eindruck gemacht hatte. Ich schloß aus diesem Mißerfolg auf die Einmischung eines starken affektiven Moments, welches ihr Urteil trübte, und glaubte dies auch später gefunden zu haben. Es muß die seelische Auflehnung gegen die Trauer gewesen sein, welche ihnen den Genuß des Schönen entwertete. Die Vorstellung, daß dies Schöne vergänglich sei, gab den beiden Empfindsamen einen Vorgeschmack der Trauer um seinen Untergang, und da die Seele von allem Schmerzlichen instinktiv zurückweicht, fühlten sie ihren Genuß am Schönen durch den Gedanken an dessen Vergänglichkeit beeinträchtigt.«

Freuds Aufsatz wendet sich vielleicht deshalb so energisch gegen den angeblichen Pessimismus Rilkes, weil Freud selbst zu der Zeit, als er ihn verfasste, sehr deprimiert war, sich einsam fühlte und um das Überleben seiner Söhne an der Front fürchtete. Es ist geradezu rührend, sich zu vergegenwärtigen, wie der in seiner Theorie schon lange zutiefst kulturpessimistische Freud erst angesichts des Untergangs ihm selbst bisher unbewusster Fortschrittshoffnungen sein Kriegserleben zusammenfasst:

und wo zwischen Neugier und Wissensdrang kein Unterschied mehr gemacht wird. Ich will Ihnen gleich gestehen, daß ich im Ganzen sehr gegen die Analyse eingenommen bin, von Einblick zu Einblick mehr, ich finde sie thut einseitig, rechthaberisch und eingebildet etwas, was das Leben immer schon, wo es nöthig war, gethan hat, und was zu thun, auch *nur* dem Leben selbst eigentlich zusteht.« Es ist schade, dass die psychoanalytische Beschäftigung mit Kunst und Literatur so wenig auf solche Einwände reagieren konnte; es hätte ihr gut bekommen. Eine zwischenmenschliche Wahrheit kann nicht autoritär, sondern nur durch Konsens gewonnen werden. Ist der Gegenstand des analytischen Interesses wehrlos, weil zum Zeitpunkt der Analyse längst nicht mehr unter den Lebenden, ist die Sorgfaltspflicht erhöht; das ganze Vorgehen rechtfertigt sich nur unter dem Aspekt, dass das Werk eines großen Schriftstellers auch durch tastende Versuche erschlossen werden darf, die einige der Geheimnisse seiner Entscheidungen und seines Verhaltens entschleiern. Thomas Ogden hat in einem Buch über *Analytische Träumerei und Deutung – Zur Kunst der Psychoanalyse* beschrieben, wie sich wesentliche Aussagen über psychotherapeutische Praxis und Zielsetzung *nicht bei den Analytikern, sondern bei den Dichtern finden*. Um die Depressionen und Ängste des narzisstisch Traumatisierten zu verstehen, verwendet Ogden als Beispiel Goethes Faust. Dessen rastloses Streben nach Wissen versteht er als Sehnsucht nach Teilhabe an einer Lebendigkeit, die in der Manie des Strebens nach dem vollendeten Wissen gleichzeitig gesucht und verloren wird.

Das Ringen des Dichters nach dem sprachlichen Ausdruck seiner Affekte steht der psychotherapeutischen Aufgabe näher als die wissenschaftliche Diskussion über Abwehrmechanismen und Fixierungen der Libido, unterstreicht Ogden. Er sucht damit Vorurteile zu entkräften, die von literarwissenschaftlicher Seite immer wieder gegen die mit naturwissenschaftlichem Anspruch auftretende Bemächtigung vorgebracht werden.



»Die Unterhaltung mit dem Dichter fand im Sommer vor dem Krieg statt. Ein Jahr später brach der Krieg herein und raubte der Welt ihre Schönheiten. Er zerstörte nicht nur die Schönheit der Landschaften, die er durchzog, und die Kunstwerke, an die er auf seinem Wege streifte, er brach auch unseren Stolz auf die Erungenschaften unserer Kultur, unseren Respekt vor so vielen Denkern und Künstlern, unsere Hoffnungen auf eine endliche Überwindung der Verschiedenheiten unter Völkern und Rassen.«<sup>12</sup>

Rilke und Freud trafen sich während des Krieges noch einmal in Wien. Es gab eine Einladung zum Essen, weitere Treffen schlug Rilke aber aus. Freud schrieb über die Begegnung im Juli 1916 an Lou, Rilke habe »in Wien deutlich genug zu erkennen gegeben, daß ›kein ewiger Bund mit ihm zu flechten‹ ist. So herzlich er bei einem ersten Besuch war, es ist nicht gelungen, ihn zu einem zweiten zu bewegen.« Die Gründe dafür klingen bereits in einem Brief Rilkes vom 17. Februar 1915 an, der dem Treffen mit Freud vorausgegangen war: »Öfters war ich daran, mir durch eine Aussprache mit Ihnen aus der Verschüttung zu helfen. Aber schließlich überwog der Entschluss, die Sache allein durchzumachen.«<sup>13</sup> Und auch eine noch spätere Erinnerung Freuds daran (1925 in einem Brief an den Schriftsteller Arthur Fischer-Colbrie festgehalten) lässt Rilkes Einstellung deutlich werden: Er »hat mich telefonisch angerufen, eine Einladung zum Mittagessen angenommen und uns alle durch seine Konversation und seine Erzählungen entzückt. Seither habe ich ihn aber nicht wiedergesehen. Ich habe keinen Grund anzunehmen, daß er sich besonders für die Psychoanalyse interessiert oder ihr sympathisch gegenübersteht.«<sup>14</sup>

### *Lou Andreas-Salomé*

Warst mir die mütterlichste der Frauen,  
 ein Freund warst Du, wie Männer sind,  
 ein Weib, so warst Du anzuschauen,  
 und öfter noch warst Du ein Kind.  
 Du warst das Zarteste, das mir begegnet  
 das Härteste warst Du, damit ich rang.  
 Du warst das Hohe, das mich gesegnet –  
 und wurdest der Abgrund, der mich verschlang.

Rilkes Gedicht ist ein Beleg für seine Fähigkeit, Widersprüche auf den Begriff zu bringen und eine komplexe Beziehung zusammenzufassen. Es zeigt, dass die Behauptung Freuds in seinem Nachruf von 1937 auf Lou Andreas-Salomé mehr als gelinde übertrieben war, sie sei »dem großen, im Leben ziemlich hilflosen Dichter Rainer Maria Rilke zugleich Muse und sorgsame Mutter gewesen.« Die kindlichen Geltungsbedürfnisse, die so viel im Leben von Lou Andreas-Salomé bestimmt ha-

<sup>12</sup> Freud: »Vergänglichkeit« (wie Anm. 10), S. 360.

<sup>13</sup> Zitiert nach Michael Worbs: *Nervenkunst*. Frankfurt a. M. 1983, S. 132 f.

<sup>14</sup> Zitiert nach: RMR/Lou Andrea-Salomé: *Briefwechsel*. Hrsg. von Ernst Pfeiffer. Frankfurt a. M. und Leipzig 1975 (im Folgenden zitiert als LAS), S. 283.

ben, hat Rilke genau so gesehen wie ihren radikalen Mut, Beziehungen zu riskieren und lieber zu opfern, als ihre Freiheit aufzugeben. Lou hat sich Rilke gegenüber gerne zur mütterlichen Freundin stilisiert. Aber »öfter noch warst du ein Kind« – Rilke wusste sehr viel über Lous kindliche Geltungs- und Sicherheitsbedürfnisse, die dazu führten, dass sie nicht nur keine therapeutische Wirkung auf ihn ausüben konnte, sondern ihm von einer Therapie abriet. Sie selbst *konnte* ihn nicht behandeln – aber ein anderer Analytiker *durfte* ihn nicht behandeln.

Lou Andreas-Salomé stand Rilke in dem Thema der Näheangst nicht nach. Für sie gab es so wenig wie für ihn Liebesbeziehungen, die durch Integration der Erotik und der Aggression charakterisiert sind und ohne komplizierte Regelungen von Nähe und Distanz auskommen können. Lou hat, angefangen von ihrem Religionslehrer, der – zwanzig Jahre älter als sie – Frau und Kinder für die 16jährige verlassen wollte, Männern den Kopf verdreht und ihnen dann die Erfüllung verweigert. Paul Réé, Friedrich Nietzsche, Friederich Pineles machten ihr Heiratsanträge, die sie alle ausschlug. Am 28. Oktober 1901 verunglückte Réé bei einer Bergwanderung, vermutlich ein Suizid.

In gelebte erotische Beziehungen fand Lou erst, als sie den Iranisten Friedrich Carl Andreas nach stürmischem Werben und einer suizidalen Geste (er verletzte sich mit einem Dolch die Brust) geheiratet hatte. Sie hatte aber »den Verzicht auf sexuelle Erfüllung zur Bedingung ihrer Ehe erklärt«. Erst seit sie an Andreas gebunden war, fühlte sie sich frei, mit anderen Männern erotische Kontakte aufzunehmen. Diese Manöver widerlegen die Behauptungen der Lou-Hagiographie, sie sei durchsetzungsstark und autonom gewesen. Im Gegenteil: sie fürchtete Abhängigkeit so sehr, dass sie zeitlebens ihre eigene Erotik ebenso wie die ihrer männlichen und weiblichen Geliebten manipulierte und auch nie die Geburt eines Kindes riskierte:<sup>15</sup> es gab immer den Ehemann, der einer allzu engen Bindung ebenso im Weg stand, wie ihr der Mangel an Bindung an ihn ihre Freiheiten ermöglichte. Verglichen mit diesem Lebensmanöver war Rilke ein »Waisenknabe«, wie ihn Marie von Thurn und Taxis in etwas anderem Zusammenhang nannte.

Solche Formen der Näheangst lassen sich mit der Navigation eines Astronauten vergleichen, der sich immer in zwei Schwerfeldern bewegen muss, weil er sonst fürchtet, der Anziehung *eines* Planeten nicht mehr entfliehen zu können. Das Manöver der Ehe mit Andreas und der freien Liebe daneben nimmt die frühere »Doppelbeziehung« vorweg, welche Lou mit Réé und Nietzsche gesucht hat, und in der sie sich ebenfalls auf keinen der beiden Männer festlegen wollte, deren Freundschaft in dieser Dreiecksbeziehung zerbrach.

Im Frühjahr 1897 reiste Lou Andreas-Salomé mit Frieda von Bülow von Berlin nach München, wo sie Rainer Maria Rilke begegnete. Sie war damals knapp elf Jahre verheiratet. Der vierzehn Jahre jüngere Student warb leidenschaftlich um sie; die beiden wurden ein Liebespaar und waren zunächst fast unzertrennlich. Rilke muss ihr viele Szenen gemacht haben und versuchte sie auf vielfältige Weise zu beeindruck-

15 Sie soll von Pineles schwanger geworden sein, das Kind aber durch einen Sturz (Abtreibungsversuch?) verloren haben. Vgl. Dieter Wunderlich: *Lou Andreas-Salomé* ([www.dieterwunderlich.de/](http://www.dieterwunderlich.de/)).

ken. Die Geliebte formte seinen Namen; aus dem der Mutter vertrauten René wurde Rainer. Friedrich Carl Andreas besuchte seine Frau in Wolfratshausen, wo sie mit Rilke und Frieda von Bülow Zimmer in einem Bauernhaus bezogen hatten.

Rilke zog im Herbst mit dem Ehepaar Andreas nach Berlin und mietete in der Nähe ihrer engen Wohnung ein Zimmer. Er verbrachte die meiste Zeit mit Lou in der Küche und nahm bei ihr Russischunterricht, während Friedrich Carl Andreas im Wohnzimmer arbeitete. Angeblich aus Sorge über die zunehmende Abhängigkeit des Dichters von ihr, wohl aber auch aus Sorge um ihre eigene Fähigkeit, ihren Abstand von ihm einzuhalten und ihre aufkommende Eifersucht zu kontrollieren, drängte Lou Andreas-Salomé Rilke, im Frühjahr 1898 allein nach Italien zu fahren. Sie ließ ihn aber nicht ganz los und begleitete ihn auf zwei Russlandreisen. Im Februar 1901 trennte sie sich von ihm.

Damals empfahl Lou Rilke, ihren Geliebten Dr. Friedrich Pineles<sup>16</sup> aufzusuchen, der manchmal – aber nicht korrekt – als Schüler Freuds beschrieben wird. Sie schrieb am 26. Februar 1901 in ihrem »Letzten Zuruf«:

»Das was Du und ich den ›Andern‹ in Dir nannten, – diesen bald deprimierten, bald excitirten, einst Allzufurchtsamen, dann Allzuhingerissenen, – das war ein ihm [Friedrich Pineles] wohlbekannter und unheimlicher Gesell, der das Seelisch krankhafte fortführen kann zu Rückenmarkserkrankung oder in's Geistesranke. *Dies braucht jedoch nicht zu sein!* [...] Begreifst Du meine Angst und meine Heftigkeit, wenn Du wieder abglitest und ich das alte Krankheitsbild wiedersah? wieder den zugleich lahmen Willen neben jähnen, nervösen Willenseruptionen, die Deinen organischen Zusammenhang durchrissen, haltlos Suggestionen gehorchten [...]!«<sup>17</sup>

Das ist recht starker Tobak: Wie die schwarzen Pädagogen kündigt Lou ihrem Rainer die bösen Folgen der Selbstbefriedigung – Rückenmarkserkrankung und Geisteskrankheit – an, wenn er nicht den von ihr erwähnten Arzt aufsucht. Friedrich Carl Andreas erhielt 1903 eine Professur in Göttingen. Durch die befreundete Reformpädagogin und Schriftstellerin Ellen Key (*Das Jahrhundert des Kindes*), der Rilke schwärmerische Briefe geschrieben hat, lernte Lou Andreas-Salomé im Sommer 1911 in Schweden den Nervenarzt Poul Bjerre (1876-1964) kennen, der einer ihrer Geliebten wurde.<sup>18</sup> Er nahm sie im September mit zum Kongress der Interna-

16 »Friedrich Pineles (Mendel Salomon), am 23.9.1868 in Sanok (Galizien) geboren, arbeitete nach dem Studium an der Universität Wien. Von 1892 an arbeitete er als Arzt am AKH und habilitierte sich 1902 für innere Medizin. Er war Vorstand am Franz-Joseph-Ambulatorium. Mit Jakob Erdheim kam er zu neuen Erkenntnissen hinsichtlich der Drüsenfunktionen. Er veröffentlichte zahlreiche Arbeiten über Physiologie und Pathologie der Epithelkörperchen und gab ab 1920 (mit Wilhelm Faltan und H. Friedrich Trenchenbach) das *Wt. Archiv für innere Medizin* heraus. Friedrich Pineles befasste sich insbesondere mit der Volkskrankheit Tuberkulose und mit dem Heilstättenwesen. Besonders bemerkenswert ist, dass Friedrich Pineles eine 12-jährige Liaison mit Lou Andreas-Salome hatte, die die bedeutendste Schülerin Sigmund Freuds war. Friedrich Pineles starb am 2./3.3.1936 in Wien« ([www.grg3.asn-wien.ac.at/website/herzig/herzig.html](http://www.grg3.asn-wien.ac.at/website/herzig/herzig.html)).

17 LAS, S. 53-54.

18 Anders als viele, die Lou idealisiert haben, urteilt Bjerre kritisch: »In meinem langen Leben habe ich nie wieder jemanden getroffen, der mich so schnell, so gut und so vollkommen

tionalen Psychoanalytischen Vereinigung in Weimar. Von Freud ermutigt, hat Lou Andreas-Salomé 1915 in ihrem Wohnhaus in Göttingen die erste psychoanalytische Praxis in dieser Stadt eröffnet.<sup>19</sup>

Im Zusammenhang mit Rilke interessiert Lous Bestreben, nach der Trennung ihre Bedeutung für ihn zurück zu gewinnen, indem sie versucht, ihn mit Freud in Kontakt zu bringen und an ihrer Entwicklung zur Psychoanalytikerin teilhaben zu lassen. Die Briefe und Erklärungen, mit denen Lou ihren einstigen Geliebten traktiert, dürfen nicht ernster genommen werden, als sie es verdienen. Mit professioneller Psychotherapie haben sie nichts zu tun, dazu fehlt die Grundlage an Distanz und Abstinenz. Lou sucht immer auch nach Rechtfertigungen für sich selbst, für ihre unantastbare Rolle als Muse großer Männer. Ihre medizinischen Kenntnisse sind dürftig; sie ist viel mehr psychoanalytische Pädagogin als Psychoanalytikerin, scheut sich nicht vor düsteren Ankündigungen, mit denen Liebende doch gerne jene verfolgen, die sich von ihnen getrennt haben.

Lou, von Gebattel und – sehr viel vorsichtiger – Freud selbst versuchten, Rilke für die *Sache* der Psychoanalyse zu gewinnen. Dazu gehörte auch, sich selbst analysieren zu lassen, was damals freilich ein – gemessen an heute – sehr kursorisches und abenteuerliches Unternehmen sein konnte. Die Aufbruchsstimmung, welche die psychoanalytische Bewegung beherrschte, führte dazu, dass alle Psychoanalytiker einander ihre Träume deuteten und ihre »Symptomhandlungen« analysierten. Die in solchen Unternehmungen versteckten Machtausübungen haben das Zerwürfnis zwischen Freud und C.G. Jung ausgelöst.

Freud analysierte seine eigene Tochter, er machte Lehranalysen auf Spaziergängen und schloss sie nach drei Monaten ab. Besonders ironisch wirkt das heute bei seinen amerikanischen Gästen, jungen Ärzten, die später, als sie eigene Institute gründeten, ihre Ausbildungskandidaten viele Jahre lang auf die Couch zwangen.

Rilke war ein scharfsinniger Beobachter. Er hatte es schwer mit sich, litt an Ängsten und Depressionen, erlebte aber ebenso manische Selbstüberschätzung, Reise lust und rasche, neue Verliebtheit. Er suchte schwärmerisch nach Personen, die ihm Halt geben würden und hatte weit überdurchschnittliche Fähigkeiten, solche Menschen zu finden und sie an sich zu binden. Allein diese Fähigkeit würde einen Psychoanalytiker heute höchst skeptisch stimmen, ob ein solcher Kandidat nicht sehr schnell eine wirkungsvollere Lösung seiner niedergeschlagenen Stimmung findet als die freien Assoziationen auf der Couch.

Lou Andreas-Salome wird in einigen Texten als heimliche Analytikerin Rilkes beschrieben. Ich halte das für blanken Unsinn. Lou wäre einer solchen Aufgabe nicht gewachsen gewesen, sie war selbst sehr abhängig von Rilke, wollte daraus aber eher ein Geheimnis machen und wollte sich das viel weniger eingestehen als dieser. An der Fähigkeit, eigene Gefühle auszudrücken, steht sie Rilke deutlich nach; ihre

verstand wie Lou. Sie hatte einen ungewöhnlich starken Willen und Freude daran, über Männer zu triumphieren. Zwar konnte sie entflammen, aber nur für Augenblicke und in einer seltsam kalten Leidenschaft. Sie hat mir weh getan, aber sie hat mir auch viel gegeben« (zitiert nach: Wolf Scheller: *Die Mitdenkerin. Ein Porträt der Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé* (publikationen.ub.uni-frankfurt.de/files/14426/schellersalome.pdf), S. 1.

<sup>19</sup> Vgl. Wunderlich: *Lou Andreas-Salomé* (wie Anm. 15).

Briefe wirken, wo sie von sich spricht und nicht zu ihm, eher hölzern und konventionell. Lou hatte sich selbst keiner Lehranalyse unterzogen, konnte aber dank ihrer Prominenz und der persönlichen Fürsprache Freuds in Göttingen als Therapeutin arbeiten.

Lous Geschichte zeigt, wie sie in ihrem Ungenügen an der konventionellen Frauenrolle Halt an bewunderten Männern suchte, mit denen sie gleichzeitig rivalisierte. Das bekannte Foto,<sup>20</sup> das Nietzsche und Rée vor einen Wagen gespannt zeigt, von dem aus Lou ein Peitschchen schwingt, drückt durchaus diese Stimmung aus: Muse zu sein, an einem überlegenen Geiste teilzuhaben und gleichzeitig aufkommende Gefühle von Unterlegenheit und Abhängigkeit durch eine erotisch fundierte Dominanz zu kompensieren.

Rilke hatte zu lange die Übermacht einer ebenso ehrgeizigen wie einfühlungslosen Mutter erduldet, um diese Merkmale an seiner früheren Geliebten nicht kritisch zu sehen. Dass das aus seinen Briefen nicht deutlich wird, verwundert uns nicht mehr, wenn wir die enormen Anstrengungen des Dichters würdigen, in seinen Briefen an die Mutter jedes kritische Wort zu vermeiden.

Er versucht, Lou zu idealisieren, auch wenn er ungehorsam bleibt und sich von ihr weder nach der Trennung zu einem Nervenarzt schicken lässt, noch später. Das Hin und Her in Rilkes Briefwechsel mit Lou und von Gebattel zeigt, dass er immer wieder heftig an (somatisierten) Ängsten und Stimmungsschwankungen leidet. Dass, wie Hans-Jürgen Hauschild andeutet,<sup>21</sup> schon damals erste Symptome der schließlich tödlichen Leukämie Rilke beeinträchtigt haben, halte ich für ganz unwahrscheinlich. Der Beginn dieser Erkrankung liegt doch deutlich im letzten Lebensjahr; ein anderer Verlauf ist bei einer Leukämie nicht zu erwarten.

Immerhin aber hat Lou Rainers Symptome bis zuletzt als ›nervös‹ gedeutet und – bezeichnend genug – mit keinem Wort angedeutet, dass sie diesen Irrtum bedauerte, als der Blutkrebs diagnostiziert wurde. Rilke nahm das, was er von Lou, Gebattel und Schenk von Stauffenberg an gutem Rat, Trost und gelegentlichen Deutungen erfährt, dankbar entgegen. Aber er war nicht für eine reguläre analytische Kur motivierbar, die ja viele Monate, in der Regel Jahre dauert.

Er ist in dieser schwankenden Motivation und in seinem Bestreben, möglichst viele ihm nahe stehende Personen zu befragen, um seine Entscheidung abzuschern, ein typischer Angstkranker. Rilke stand zwischen zwei Ängsten: jener vor seinen quälenden Stimmungsschwankungen und Versagensängsten, und jener vor den Abhängigkeiten und Ungewissheiten einer Psychotherapie. In seiner Reaktion auf die Ratschläge seiner psychoanalytisch geschulten Freunde (und auf die Annäherungsversuche des Meisters selbst) behielt dann die Angst die Oberhand, durch zu viel Preisgabe seines Innenlebens die Fähigkeit zur künstlerischen Inspiration zu verlieren.

<sup>20</sup> Es ist insofern berüchtigt, als Elisabeth Nietzsche es benutzt hat, um einen Keil zwischen ihren Bruder und die Rivalin zu treiben.

<sup>21</sup> Hans-Jürgen Hauschild: »Rilke und die Psychoanalyse – die Psychoanalyse und Rilke«. In: *Marburger Forum. Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart* 9, 2008, Heft 1 ([www.philosophia-online.de/mafo/essay\\_index.htm](http://www.philosophia-online.de/mafo/essay_index.htm)).

Rilkes Urteil über die Psychoanalyse als Erziehung zu einem bürgerlich-angepassten Leben reizt den Analytiker zum Widerspruch. Der analytischen Theorie nach geht es ja darum, in der Kindheit erworbene Ängste und Hemmungen noch einmal und genauer durch die Augen des Erwachsenen zu sichten. Dann soll mit der inzwischen gewachsenen Stärke der Urteilskraft entschieden werden, welche Folgen der frühen, von primitiven Abwehrbedürfnissen bestimmten Entscheidungen aufgehoben werden sollen und welche nicht. Die Kreativität des Erwachsenen wird dadurch nicht angetastet, eher gestärkt, ist sie doch ihrerseits nicht das Ergebnis infantiler Verdrängungen, sondern weit eher ein Versuch, kindliche Verletzungen auszugleichen und zu überwinden.

»Nämlich, ich bin über die ernstesten Erwägungen zu dem Ergebnis gekommen, daß ich mir den Ausweg der Analyse nicht erlauben darf, es sei denn, daß ich wirklich entschlossen wäre, jenseits von ihr, ein neues (möglicherweise unproduktives) Leben zu beginnen, ein Wechsel, den ich mir ja manchmal beim Abschluß des M. L. B. und öfters seither in müden Stimmungen, als Belohnung gewissermaßen alles Ausgestandenen, versprach. Nun muß ich mir aber zugeben, daß es mit solchen Plänen nie ganz ernst gewesen ist, daß ich mich vielmehr, hinter solchen Ausflüchten, doch unendlich stark an das einmal Begonnene, an alles Glück und alles Elend, das es mit sich bringt, gebunden fühle, so daß ich, strenggenommen, keinerlei Änderung wünschen kann, keinen Eingriff von außen, keine Erleichterung, es sei denn die im Überstehen und in der endlichen Leistung einheimische.«<sup>22</sup> So Rilke 1912 in einem Brief, den er aus Duino an Gebstättel schreibt und in dem manche Formulierungen wieder auftauchen, die ziemlich gleichzeitig in dem Briefwechsel mit Lou über dasselbe Thema stehen.

Um Rilkes Psyche zu verstehen, müssen wir uns in die Situation des Kindes einer hysterischen Mutter einfühlen. Phia Rilke hat, auch in den kritischen Äußerungen ihres Sohnes, alle Symptome, die für eine Hysterie im Verständnis zu Beginn des 20. Jahrhunderts sprechen. Wenn wir hinter die Fassade der Hysterie genannten Erscheinungen schauen, die Freud zu seinen Entdeckungen veranlasst haben, dann finden wir den Zusammenprall weiblicher Bedürfnisse mit einer ihrer Entwicklung feindlichen Umwelt.

Die Patientinnen Freuds waren hoch begabte Frauen; er entdeckte die Psychoanalyse, indem er ihnen zuhörte. Um die Jahrhundertwende hatte die europäische Kultur die Vorstellung zur Blüte gebracht, dass die individuellen geistigen Leistungen den Rang einer Person bestimmen. Aber diese Selbstverwirklichung galt nur für Männer. Eine dem Bruder oder Ehemann an Intelligenz und Energie überlegene Frau geriet in einen schwer lösbaren Konflikt. Sie musste entweder ihre Überlegenheit lähmen oder riskieren, dass ihre Umwelt sie unweiblich fand.

Diese Belastungen führten dazu, dass die betroffenen Frauen eine hohe Ruhelosigkeit entwickelten und ›launisch‹ reagierten. Diese ›Launen‹ der Hysterie stecken ja noch in der bereits in der Antike bekannten Überlieferung, wonach Frauen Gefahr laufen, dass ihr Uterus (hysteron) im Körperinneren vagabundiert und an den verschiedensten Stellen Symptome auslöst. Manchmal wurde dieser Mythos noch

22 RMR an Emil Freiherrn von Gebstättel, Schloß Duino bei Nebresina, 24.1.1912.

durch die sprechende Behauptung ergänzt, der Uterus verspüre einen teuflischen Appetit auf männlichen Samen, den er, wo dieser fehle, durch Verzehren der weißen Nervensubstanz auszugleichen suche. Die Folgen sind, wer hätte es gedacht, nervöse Störungen unklarer Ursache.

Das Kind einer solchen Mutter entwickelt heftige Ängste, fallen gelassen zu werden, Opfer der mütterlichen Aggression zu werden, wenn die gute Laune der Mutter kippt. Wer Rilkes Briefwechsel mit seiner Mutter liest, kann die Folgen dieser frühen Traumatisierungen in jenem Gegenbild ahnen, das Anna Freud als Reaktionsbildung beschrieben hat. René ist der Mutter gegenüber intensiv bemüht, ihr eine kontinuierliche, liebevolle Fürsorge angedeihen zu lassen und alle etwa auftauchenden Aggressionen schon weit im Vorfeld zu neutralisieren. Er redet sie immer als liebe, gute Mutter an und geht auf jede ihrer schwankenden Stimmungen, jede ihrer körperlichen Missempfindungen ein, ohne jene eigenen Irritationen zu äußern, die in Briefen an andere Personen manchmal an die Oberfläche dringen.

»Nur wenn wir ganz sicher waren, nicht gestört zu sein, und es dämmerte draußen, konnte es geschehen, daß wir uns Erinnerungen hingaben, gemeinsamen Erinnerungen, die uns beiden alt schienen und über die wir lächelten; denn wir waren beide groß geworden seither. Es fiel uns ein, daß es eine Zeit gab, wo Maman wünschte, daß ich ein kleines Mädchen wäre und nicht dieser Junge, der ich nun einmal war. Ich hatte das irgendwie erraten, und ich war auf den Gedanken gekommen, manchmal nachmittags an Mamans Türe zu klopfen. Wenn sie dann fragte, wer da wäre, so war ich glücklich, draußen ›Sophie‹ zu rufen, wobei ich meine kleine Stimme so zierlich machte, daß sie mich in der Kehle kitzelte. Und wenn ich dann eintrat (in dem kleinen, mädchenhaften Hauskleid, das ich ohnehin trug, mit ganz hinaufgerollten Ärmeln), so war ich einfach Sophie, Mamans kleine Sophie, die sich häuslich beschäftigte und der Maman einen Zopf flechten mußte, damit keine Verwechslung stattfinde mit dem bösen Malte, wenn er je wiederkäme. Erwünscht war dies durchaus nicht; es war sowohl Maman wie Sophie angenehm, daß er fort war, und ihre Unterhaltungen (die Sophie immerzu mit der gleichen, hohen Stimme fortsetzte) bestanden meistens darin, daß sie Maltes Unarten aufzählten und sich über ihn beklagten. ›Ach ja, dieser Malte‹, seufzte Maman. Und Sophie wußte eine Menge über die Schlechtigkeiten der Jungen im allgemeinen, als konnte sie einen ganzen Haufen.

›Ich möchte wohl wissen, was aus Sophie geworden ist‹, sagte Maman dann plötzlich bei solchen Erinnerungen. Darüber konnte nun Malte freilich keine Auskunft geben. Aber wenn Maman vorschlug, daß sie gewiß gestorben sei, dann widersprach er eigensinnig und beschwor sie, dies nicht zu glauben, so wenig sich sonst auch beweisen ließe.«<sup>23</sup>

Diese Beschreibung aus den *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* ist sicher autobiographisch. In einer Familienaneddote verkleidete sich Rilke als Siebenjähriger als Mädchen, um die Mutter zu besänftigen. Er flocht sich Zöpfe und nannte sich

23 RMR: *Werke. Kommentierte Ausgabe*. 4 Bde. und ein Supplementbd. Hrsg. von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski und August Stahl. Frankfurt a. M. und Leipzig 1996-2003, Bd. III, S. 523-524.



Ismene – Antigones ›brave‹ Schwester; der Mutter, die ihm böse war, soll er gesagt haben: »Die Ismene bleibt bei der lieben Mama; der René ist ein Nichtsnutz, ich habe ihn fortgeschickt.«<sup>24</sup> Über die oben zitierte Stelle aus dem *Malte*-Roman hat Rilke im Mutterbrief vom 1. Oktober 1910 geschrieben:

»Nun hab Dank für die Liebe und verständige Aufnahme meines Prosabuches, es hat mich sehr gerührt, dass Du es so mit dem Herzen und mit der Erinnerung gelesen hast: da und dort ist ja wirklich eine Stelle eigener Kindheit darin verheimlicht, die nur Du erkennen kannst, mehr und besser vielleicht als ich selbst.«<sup>25</sup>

### *Rilkes Versuche, seine Mutter zu heilen*

Es gibt eine lange, mit größter Geduld und Ausdauer unternommene Psychotherapie in Rilkes Leben. In ihr ist er der Therapeut, und die Patientin ist – seine Mutter. In wohl jedem zweiten der 1134 erhaltenen Briefe wird an irgendeiner Stelle auf den Gesundheitszustand der Mutter eingegangen, fast immer geduldig, liebevoll, bemüht, besorgt, mit guten Ratschlägen und Ermunterungen. Er entschuldigt sich regelmäßig, dass er so selten (!) schreibt; er folgt den Ansprüchen und Ängsten der Mutter und unterstützt sie in ihren Projektionen eigener Leidenszustände in ihre Umgebung: Die Orte, in denen der Sohn hofft, die Mama möge sich dort wohlfühlen, sind das liebe Innsbruck, Arco oder Rom; Prag hingegen ist das »böse Prag«, Ort so vieler Leiden der Mutter, wo sie immer erkrankt und dann in Kurorte aufbrechen muss, um wieder zu gesunden. Prag ist bezeichnenderweise auch der Wohnort von Phias Mutter, welche Rilke überlebte und welcher der Dichter in zwanghaft anmutender Wiederholung bei jedem Brief, der die Mutter in Prag erreichen soll, einen Handkuss schickt.

Das Rollenspiel in *Malte Laurids Brigge*, wo Rilke schildert, wie er sich als kleine Sophie mit Maman über den störenden Knaben René unterhält, ist auch ein Modell für Rilkes Briefe an die Mutter. Der Ton des Sohnes ist von mädchenhafter Süße. Wo Übereinstimmung fehlen könnte, wird sie klein geredet und überzuckert; stets wird so zu Geburtstag, Namenstag und Weihnachtsfest gratuliert, dass die Grüße und Geschenke – mindestens ein ausführlicher Brief, in dem der Dichter kleine, ganz auf die Mutter zugeschnittene und manchmal hoch poetische Texte schreibt – rechtzeitig ankommen. Zum Ritual an Weihnachten gehören stets Briefe, die erst am Heiligen Abend um 18 Uhr geöffnet werden sollen; Rilke beschreibt seine Andacht, sein Gedenken, sein Entzücken über die so treffenden und nützlichen Geschenke (meist Seidentücher) nachher in einem ausführlichen Dankesbrief. Als dächte er an nichts anderes, berichtet der Sohn von seiner Suche nach Heiligenbildern und Kreuzen, er scheint in diesen Texten kaum weniger an Devotionalien interessiert als Phia Rilke. Kaum sublimiert äußert sich der ödipale Traum, mit der Mutter durchzubrennen, in den Gedanken zu den gemeinsam mit Phia gekauften

<sup>24</sup> Zitiert nach Freedman: *Der junge Dichter* (wie Anm. 9), S. 21.

<sup>25</sup> RMR: *Briefe an die Mutter 1896 bis 1926*. 2 Bde. Hrsg. von Hella Sieber-Rilke. Frankfurt a. M. und Leipzig 2009, Bd. I. S. 640. Zitiert als BM I, II.



Lösen der Reiselotterie. Mit dem Hauptgewinn projiziert der damals jung verheiratete Vater einer einjährigen Tochter eine lange Reise mit Mama. In der Ziehung geht der Dichter leer aus; Phia gewinnt einen kläglichen Betrag.

Von den Frauen, über die Rilke berichtet, haben nur seine Ehefrau Clara und seine Tochter Ruth einen Namen; fast alle anderen Frauen werden distanziert erwähnt. Von seinen Russland- und Afrikareisen, die durch aufwühlende Erfahrungen von Krisen in einer leidenschaftlichen Beziehung geprägt waren, berichtet der Dichter so, dass die Mutter seinen Weg mit dem Finger auf der Karte nachziehen kann, als reise er alleine und habe nur Gedanken für Land, Leute und seine bekannt reiselustige Mama.

Ehe seine Mutter ihn in Rom besucht, schreibt er ihr viele Seiten Reiseempfehlungen, schildert die von ihm gefundene reizende Pension am Lungarno in Florenz und seine Suche nach einem schönen, würdigen Quartier für sie in der heiligen Stadt. Persönliche Treffen, setzt er beschwörend hinzu, könnten allerdings kaum stattfinden, denn er ertrinke in Arbeit und lebe ganz spartanisch, unkomfortabel, ein längerer Besuch sei der Mutter nicht zuzumuten. Ich greife eine sehr typische Passage heraus:

Schloss Haseldorf in Holstein,  
am 25. Juni 1902

Meine liebe und gute Mama,

mich verlangt es sehr, zu erfahren, wie Du Dich befindest? Solange Du in Prag bist (obwohl Du da sorgfältige Pflege hast) bin ich doch immer etwas in Unruhe, des Umstandes eingedenk, daß die prager Luft Dir niemals zuträglich war. Bitte, sei recht vorsichtig und schone Dich, damit Du etwas gekräftigt Deine Seereise antreten kannst. Das Wohin dieser Reise, welches noch immer nicht entschieden ist, beschäftigt mich sehr. Nochmals und dringend würde ich von der Nordsee abrathen; erstens wegen: Kost (die, wie ich schon sagte, an der Nordsee überall nord-deutsch oder berlinisch und d.h. für Dich nicht rathsam ist) und zweitens wegen des Windes. Denk Dir, wenn sogar Clara die Nordseeluft als zu stark und angreifend empfand! Denk Dir nur, und nun willst Du hin. Sassnitz ist besuchter als Misdroy (sehr viele Juden, ließ ich mir sagen) und hat keinen so schönen, sanftsandigen Strand wie dieses. Ich komme immer wieder auf Misdroy zurück, wie Du siehst, und ich möchte ihm sehr gerne das Wort reden.<sup>26</sup>

So geht es seitenlang weiter, über Klima, Kost, gute und schlechte Gesellschaft. Phias Briefe, die Rilke noch viel häufiger erreichten als seine Antworten, hat der Dichter nicht aufbewahrt; er vernichtete sie, nachdem er sie beantwortet hatte. So haben sich nur ganz wenige Briefe Phias an René erhalten; er hob erst in den Schweizer Jahren, als er sesshafter wurde, einige ihrer Schreiben auf. Sie wurden Phia nach seinem Tod ausgehändigt – und diese hat das Vernichtungswerk ihres Sohnes noch vollendet. Während sie seine Briefe und Postkarten sorgfältig aufbewahrte, hat sie ihre eigenen Texte weggeworfen oder mit der Stickschere zerschnitten.<sup>27</sup>

<sup>26</sup> BM I, 325, Nr. 301; *Misdroy* liegt auf der Insel Wolin in Polen; Sassnitz auf Rügen.

<sup>27</sup> Vgl. BM II, S. 721.

In der Einstellung, die Rilke gegenüber den Krankheiten Phias einnimmt, wird jene merkwürdige Doppelgesichtigkeit fassbar, welcher der Psychotherapeut so häufig bei Angstkranken begegnet. Diese erinnern durchaus, dass sich ihre Erstickungsgefühle oder ihr Herzrasen schon häufig als Angstsymptome erwiesen haben und der eilige aufgesuchte Arzt vermutlich ebenso wie letzte Woche sagen wird, mit dieser Lunge, diesem Herzen könnten sie noch viele Jahre leben. Dennoch eilen sie zu ihm, denn die Angst ist stärker als die Vernunft.

Ähnlich weiß Rilke genau, dass Phias Symptome »nervös« sind und es allein ihre angstbestimmte Deutung ist, welche sie so unerträglich und lebensgefährlich wirken lässt. Er behauptet sogar, auch Phia wisse dies längst, und sie beide seien sich in diesem Punkte ganz einig – um dann aber doch, wenige Briefe später, wieder mit dem Ausdruck der ernstesten Besorgnis Phia zu einem ihrer vielen Ärzte zu schicken oder ihr eine Kur zu verordnen, die auch anderen »Neurasthenikern« wunderbar geholfen habe.

»Wenn ich nicht wüsste, dass das die Sprache der Nerven ist, wäre ich sehr heftig besorgt; aber ich kenne ja selbst die Stimmung, welche aus nervösen Zuständen entspringt (und Du weißt, dass Dein Leiden nervöser Natur ist) und weiss wie leicht man sich gleich am letzten Ende glaubt! Aber Du hast Dich schon einigemal rasch aus solchen Depressionen befreit und wirst es, (ich bin davon überzeugt) auch diesmal thun [ ] Der Arzt da unten sagte ›hoffnungslos‹. Was heisst das? Es heisst: Sie werden immer Nerven haben, werden sich immer eine Weile gut und eine Weile – schier ohne Grund – schlecht fühlen. Das heisst es. Und in diesem Sinn sind wir alle ›hoffnungslos‹. Lass ein paar gute warme Tage ins Land gehen, so wirst Du Dich gleich besser fühlen, Deine alte Schutzheilige, die Sonne, wird Dich schon wieder gesund machen. Nur nicht klein nachgeben! Denk an all das Schöne, welches Du in den letzten Monaten gesehen hast, lebe mehr *darin* als in dem kleinen Elend augenblicklicher Zustände, so wirst Du Dich von jener Schönheit ans Leben gefesselt fühlen – nicht an seinen blassen Rand an das heilige Leben selbst, an seine umrankte schlanke leuchtende Säule.«<sup>28</sup>

Rilkes Rhetorik verwendet hier eine Technik, die heute in Kursen unter dem Etikett des Neuro-Linguistischen Programmierens als ›Anker‹ beschrieben wird.<sup>29</sup> Er klärt die Mutter darüber auf, dass ihre Beschwerden durch ›positives Denken‹, wie der heutige Modeausdruck lauten würde, gelindert werden, dass der zitierte Arzt ihr Denken in Hoffnungslosigkeit gelenkt hat, aber nicht ernst zu nehmen ist. Und er lässt durchblicken, dass er alle von ihr beschriebenen Zustände, Hoffnungslosigkeiten und Gegenmittel kennt. »Ich leide auch viel durch meine Nerven und bin manchen Tag sehr verstimmt darüber.«<sup>30</sup>

In den Briefen an die Mutter wird die Störung der Aggressionsverarbeitung noch einmal deutlich, welche das Schicksal des ödipalen Siegers bestimmt: er darf nicht

28 BM I, S. 119 (Nr. 127 vom 28.8.1899).

29 John Grinder, Richard Bandler: *Therapie in Trance. NLP und die Struktur hypnotischer Kommunikation (Konzepte der Humanwissenschaften)*. Stuttgart 1982.

30 BM I, S. 61 (Nr. 67 vom 14.8.1898).

mit dem Vater kämpfen, er findet aber auch keinen Schutz bei ihm und kann sich nicht mit ihm identifizieren und so den Grundstein zu einem männlichen Selbstgefühl legen, das den Organismus in einer Entwicklung unterstützt, deren ganzheitliche, psychosomatische oder somatopsychische Qualitäten durch die neurobiologische Forschung heute immer deutlicher werden. Wir wissen heute, dass intensive Ängste in der Kindheit die Fähigkeiten des Nervensystems dauerhaft schwächen können, Ängste zu verarbeiten und Aggressionen zu neutralisieren.

Mutter und Sohn halten Abstand zur väterlichen Ordnung und schließen einen Pakt gegen diese. Die männliche Realität wird nur noch in spiritualisierter Form geduldet. Rilkes poetisches Interesse an dem Zwischenreich, in dem Engel und Teufel hausen, wurzelt hier. Engel wie Teufel sind symbiotische Existenzen, sie wurzeln in *einem* Prinzip; auch ihnen fehlt die triangulierende Erfahrung. Auf der Ebene der persönlichen Beziehung werden jetzt die Anstrengungen des Dichters und seiner Mutter verständlich, in einer von Empfindsamkeiten geprägten Welt zu leben, in der Auserwählte nicht ertragen können (aber auch nicht ertragen müssen), was dem Durchschnittsmenschen auferlegt ist.

Der Dichter bestätigt seine Mutter immer wieder in ihren Projektionen innerer Leidenszustände auf (Zug)Luft, gute oder böse Städte und Landschaften, verträgliche oder unverträgliche Küche, Hitze oder Kälte. Er versucht diese aber gleichzeitig zu mildern und ringt mit der Mutter immer wieder um mehr Einsicht in ihre nervösen Zustände und Toleranz. »Siehst Du wie sehr Dein Leiden nervös ist – und wie sich der Körper gleich erholt, sobald gute Einflüsse von der seelischen Seite sich einstellen.«<sup>31</sup> Er schilt sie liebevoll, dass sie am Gardasee eine Fahrt mit einem Motorboot gewagt hat (»Ich wäre nicht um die Welt in dieses Benzin-Boot gestiegen«) und rät zur nächsten Kur nach jener in Arco: »Du hast in den letzten Jahren öfters, wenn Du von Arco gingst, einen Fehlgriff gemacht und Deiner Gesundheit durch ein rauhes Klima geschadet.«<sup>32</sup>

Überall versucht Rilke die vorwurfsvolle Position seiner Mutter zu mildern. Er stellt ihre Hassprojektionen auf den Vater in Frage und gibt ihr gleichzeitig recht – ein Kunststück, dem man die Anstrengung des Dichters noch anmerkt. Als er nach dem Tod des Vaters dessen Wohnung aufgelöst hatte, schreibt er:

»Erstens umarme ich Dich auf das Schmerzlichste im Gedächtnis desjenigen, der für mich die Güte selbst, die treueste Hülfe, der rührendste Freund war, von Jahr zu Jahr immer mehr sich mir nähernd in hingebender Herzlichkeit, – und der auch Dir vor einer Reihe von Jahren ein Freund gewesen ist, ein herber Freund, der später in dem Drängen der Verhältnisse sich Dir entfernte, ein Bringer von tausend Schmerzen und Verzweiflungen: aber nicht dieses alles vermeiden oder nicht haben hieße ja leben, sondern alles das überstehen ...«<sup>33</sup>

Der Satz ist nicht ganz klar und auch insofern vom Zwang, Wesentliches zu verschweigen geprägt, als dem »Erstens« kein ›Zweitens‹ folgt. Sein Ende klingt an den Schlussvers aus dem *Requiem* für Paula Modersohn-Becker an: »Wer spricht von

31 BM I, S. 256 (Nr. 246 vom 28.5.1901).

32 BM I; S. 314 (Nr. 293 vom 2. Mai 1902).

33 BM I, S. 503 (Nr. 457 vom 20.3.1906).

*Siegen? Überstehn* ist alles.«<sup>34</sup> Deutlich ist Rilkes Wille, die Entwertung des Vaters nicht mehr mit zu vollziehen, in die ihn seine Mutter früher verstrickt hat. Er kann sie aber nicht kritisch damit konfrontieren, dass am Scheitern einer Ehe in der Regel zwei Partner beteiligt sind, sondern anonymisiert Phias mögliche Schuld als »Drängen der Verhältnisse«.

Rilke darf den Zusammenhang zwischen Phias Tribschicksalen und ihren Befindlichkeiten nicht zu genau in den Blick nehmen, weil ihm sonst die Möglichkeit verloren geht, unbefangen ähnliche Argumente zu gebrauchen, wenn ihm *seine* Tribschicksale in einer Beziehung problematisch werden. Wie so viele Beziehungen narzisstisch sehr bedürftiger junger Eltern ist auch Rilkes Ehe unter den Anforderungen zerbrochen, eine Triangulierung herzustellen, das in die Symbiose hineingeborene Kind zu integrieren. Rilke sucht sich und Clara die Aggressionen zu ersparen, die meist mit dem Scheitern einer Ehe verbunden sind. Er reist unter dem Vorwand, ein Buch über Rodin verfassen zu müssen, nach Paris. Aber Clara will noch nicht aufgeben und reist ihm nach.

Rilke kann schließlich den latenten Konflikt nur noch durch eine »Art Influenza« vermeiden, die ihn im ausklingenden Jahr 1902 und in den ersten Monaten des nächsten Jahres plagt, »die einmal besser, einmal schlechter war und gar nicht weichen wollte. Ich konnte schlecht arbeiten uns wußte nicht was thun. Plötzlich [ ] kam mir die Idee irgendwohin ans Meer zu gehen, mich zu erholen und zu versuchen, ob ich nicht bei Sonne, Stille und Meer gesund werden und arbeiten könnte.«<sup>35</sup>

Eine genauere Betrachtung dieser Klimatisierung von Emotionen, die aus analytischer Sicht in zwischenmenschlichen Konflikten wurzeln, zeigt auch die Grenzen der Psychoanalyse. Sie reduziert; indem sie deutet, zwingt sie die erlebte Vielfalt des Konflikts auf wenige dynamische Formeln zurück und muss nicht selten erkennen, dass die ganz im Einzelfall aufgehende poetische Sichtweise einer solchen Schematisierung gegenüber Vorzüge hat. Diese werden umso deutlicher, je mehr sich eine Innovation durchsetzt, welche ursprünglich die Aufmerksamkeit schärfte. Im Fall der ersten Entdeckungen Freud war das die kulturelle Sexualvermeidung der viktorianischen Zeit, welche die Psychoanalyse aufhob.

Wie schnell analytische Deutungen trivialisiert und zum Werkzeug plumper Bemächtigung werden können, hat schon Freud selbst beklagt. In seiner Arbeit über »wilde« Psychoanalyse schildert er diesen Schatten der wachsenden Popularität seiner Lehre an einem Beispiel. Ein junger Arzt, in der Wiener psychoanalytischen Gemeinde unbekannt, hat eine frisch geschiedene Dame beraten, die über Angstzustände klagte. Sie solle den Sexualverkehr mit ihrem Manne wieder aufnehmen, sich einen Liebhaber nehmen oder sich selbst befriedigen.

Als Autorität für solchen Rat hatte der junge Arzt Freud zitiert. Zu ihm kam nun die angstgeplagte Dame, begleitet von einer Freundin. Die Angstkranke beklagte sich, nach diesem Rat sei ihr Leiden schlimmer geworden. Sie wolle keine der vor-

34 RMR: *Sämtliche Werke*. Hrsg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke. Besorgt durch Ernst Zinn. Frankfurt a.M. 41992. Bd. I, S. 664.

35 BM I, S. 357 (Nr. 326 vom 23. März 1903).

geschlagenen Lösungen annehmen. »Die Freundin, eine noch ältere, verkümmert und ungesund aussehende Frau, beschwor mich, der Patientin zu versichern, daß sich der Arzt geirrt habe. Es könne doch nicht sein, denn sie selbst sei seit langen Jahren Witwe und doch anständig geblieben, ohne an Angst zu leiden.«<sup>36</sup>

Freud sagt dazu, dass der junge Arzt einen unzureichenden Begriff von Sexualität verwendet – es gäbe auch heftige seelische Unbefriedigung bei Personen, denen es an der Möglichkeit zum Sexualverkehr nicht mangelt. Weiter habe der unberufene Ratgeber auch vernachlässigt, dass ein Konflikt zwischen libidinösen Bedürfnissen und strenger Sexualmoral nicht durch einen Rat aufgehoben werden könne, der diese Gegenkräfte vernachlässige. Solches Vorgehen habe »ebensoviel Einfluß auf die nervösen Leidenssymptome wie die Verteilung von Menukarten zur Zeit einer Hungernot auf den Hunger.«<sup>37</sup>

Wenn wir das Gedankenexperiment zulassen, dass die von ihrem Mann getrennte, fromme Angstkranke, welche in der Begleitung einer verwitweten, noch frömmern Freundin Freud aufsuchte, Phia Rilke gewesen sein könnte, kommen wir dem Unterschied zwischen der hilfreichen Rhetorik des Sohnes und jener der Psychoanalyse näher.

Rilke hat wahrscheinlich ebenso wie Freud gehaut, dass die nervösen Leidenszustände seiner Mutter mit dem Scheitern ihrer Prager Ehe zusammenhingen. Aber er ahnt, dass es seine Mutter überfordern würde, sich mit diesem Thema zu beschäftigen und schlägt ihr vor, ihre Kränkungen mit einer Empfindsamkeit zu rationalisieren, welche das böse Prager Klima nicht verträgt. Dem Analytiker wäre klar, dass Phias Widerstände gegen die Einsicht in ihre Anteile am Scheitern ihrer Ehe und in den emotionalen Hintergrund ihrer wechselnden Malaisen eine Behandlung unmöglich machen – sie ist nicht stabil motiviert und würde die Behandlung angesichts der ersten, ihren Stolz kränkenden Deutung abbrechen.

Der Dichter jedoch kann zulassen, dass das Leben – auch das behinderte, beeinträchtigte Leben seiner Mutter, das er außerhalb seines Briefwechsels mit ihr durchaus sah – in jeder Stunde neu erfunden werden kann. Die ästhetische Sicht auf den Lebensraum – den Ort, die Landschaft, die soziale Umgebung, das Klima – schafft Trost und Zuversicht. Aber die Vorbedingung dieser Umgestaltung seiner Mutter ist Distanz. Als Phia den Sohn 1904 in Rom besucht, wird die extreme Spaltung seiner Gefühle überdeutlich.

Während er *der Mutter* auf vielen Briefseiten eine gute Reise wünscht und sie über die besten Zugverbindungen aufklärt, beschreibt er sie Lou Andreas-Salomé gegenüber als eine Frau, die mit nichts zusammenhängt, die nicht alt werden kann, von der er schon als Kind fortstrebte. Und doch, gesteht er, verspüre er ihr gegenüber immer eine merkwürdige Angst, irgendwo immer noch nicht fern genug zu sein, immer noch irgendwo in sich Teile von ihr zu tragen: »dann graut mir vor ihrer zerstreuten Frömmigkeit, vor ihrem eigensinnigen Glauben, vor allem diesen Verzerrten und Entstellten, daran sie sich gehängt hat, selber leer wie ein Kleid, gespenstisch und schrecklich. Und daß ich doch ihr Kind bin, daß in dieser zu nichts

<sup>36</sup> Sigmund Freud: »Über ›wilde‹ Psychoanalyse«. In: *Ges. W.* VIII, S. 118.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 123.

gehörenden, verwaschenen Wand irgend eine kaum erkennbare Tapetenthür mein Eingang in die Welt war [...].«<sup>38</sup>

Die Briefe, die Rilke während der gemeinsamen Zeit in Rom vom 9. März bis zum 24. April 1904 an seine Mutter schrieb, sind vorwiegend betulich (»überbeschützend«)<sup>39</sup> wie immer. Es gibt aber eine wichtige Ausnahme, die etwas von den Spannungen verrät, die der Besuch der Mutter auslöste. Dem Dichter drohte die Kontrolle über die Situation verloren zu gehen; offenbar hatte seine Mutter auch kritisiert, dass sie sich so wenig sehen könnten.

»Nun aber müssen wir uns über einen Punkt verständigen. Es thut mir leid, daß Du aus unserem Übereinkommen ein Geheimnis machst und nicht allen Leuten offen sagst, ich sei momentan durch Arbeit verhindert, auszugehen. Das ist ja keine Schande und muß nicht durch Lüge bemäntelt werden. Auch wollen wir uns darüber einigen, daß es wohl nicht angeht, von »furchtbaren Verhältnissen« zu reden; wozu solche Ausdrücke eitel nennen, da doch Gottlob nichts furchtbares vorgefallen ist? [...] Wir wollen nicht übersehen, daß der Umstand, weshalb wir uns jetzt nicht sehen können gute Gründe hat und nicht den Fluch des Wortes »furchtbare Verhältnisse« auf die Arbeit legen, die mir das Liebste ist und sein muß, was ich habe.

Von meinem Standpunkte aus gesehen, liegt nichts unnatürliches in den momentanen Verhältnissen. Wenn es Dir aber anders erscheint, so will ich nicht, daß Du mit solcher Last herumgehst die auch mich indirekt drückt und stört, wenn ich weiß, daß Du sie trägst. Meine Ruhe und Sammlung kann nur dann wahrhaft ungestört sein, wenn Du mir sie gerne gönnst und ohne Bitterkeit.<sup>40</sup>

Wem haben nun Rilkes »wirkliche« Gefühle gehört, seiner Mutter oder Lou? Fast alle Biographen haben den von Lou geschaffenen Mythos übernommen, dass sie es war, Muse, Mutter, Geliebte, schließlich gar Therapeutin in einer Person. Ich bezweifle das, vor allem, wenn als Beweise Rilkes Briefe an Lou angeführt werden. Rilke war ein Briefschreiber, der sich exquisit auf sein Gegenüber bezog und virtuos eine gemeinsame Realität schaffen konnte, die von der Wirklichkeit außerhalb dieser poetischen Beziehung weitgehend abgekoppelt war. So denke ich, dass beide Gefühle, beide Beziehungen authentisch waren, so weit eben für einen genialen Dichter ein so simples Konzept wie Authentizität Anwendung finden sollte. Rilke benötigte *beide*, um seine Autonomie zu behaupten und einigermaßen sicher zwischen manischem Überschwang und depressiver Verzweiflung zu navigieren. Er nutzte dazu Anziehung und Abstoßung *beider*; das bestimmende Gefühl war die Angst, die Mutter zu kränken, balanciert gegen die Angst, von ihr in seiner Arbeit gestört zu werden.

Wie erlöst schreibt er nach dem ersten Besuch der Mutter:

<sup>38</sup> An Lou Andreas-Salomé, 15.4.1904. In: LAS, S. 146.

<sup>39</sup> Überbeschützung (Overprotection) ist ein in der Kinderanalyse verbreitetes Konzept nach dem Abwehrmodus der Reaktionsbildung, wonach Mütter Aggressionen gegen ein Kind durch besondere Fürsorge und ängstliche Kontrolle abwehren.

<sup>40</sup> BM I, S. 426 (Nr. 380 vom 10. März 1904).

»Meine liebe gute Mama,  
 ich freue mich von Herzen, daß Dir die Stunden im kleinen rothen Hause [dem Studio Ponte in der Villa Strohl-Fern] gut bekommen haben und auch ich danke Dir sehr für diesen stillen freundlichen Nachmittag. – Deine Briefkarte giebt mir das gute Gefühl, daß alles gut ist und so kann ich nun bei meiner Arbeit bleiben, ohne an etwas anderes zu denken oder etwas zu fürchten.«<sup>41</sup>

Indem der Dichter Lou gewissermaßen gegen die Mutter zu Hilfe ruft, zeigt er die Macht der Bindung an diese. Diese aus Verlustangst und Pflichtgefühl geflochtene Nabelschnur wird dadurch nur stärker, dass Rilke Phia auch für das hasst, was sie ihm angetan hat: sie hat ihn dem Dienstmädchen überlassen, wenn sie nach der Trennung vom Vater nach Wien reiste (wo sie vielleicht einen Liebhaber hatte), sie hat den Zehnjährigen in die Militärschule gesteckt, sie ist eine nutzlose, geltungsbedürftige, anspruchliche Person. Aber sie bleibt eisern die liebe gute Mama, die in jedem Brief herzlich umarmt wird, die aber auch ihrerseits dem Sohn Geld schickt, ihn beschenkt und ihm Wäsche besorgt. Man meint Rilkes Bemühungen anzumerken, wie er darunter leidet, dass er seine Mutter so wenig liebt – er würde ihr so gerne beweisen, dass das der Fall ist, um dann endlich Ruhe zu haben. Aber es will nicht gelingen, immer muss er sich Sorgen machen, hat Briefschulden, die er mühsam mit seiner Arbeit, mit Erkrankungen, Reisen rechtfertigt.

Wie wenig Rilkes Kontakte zur Psychoanalyse die Tiefenschichten des Dichters erreicht haben, lässt sich auch daraus ablesen, dass er niemals andeutet, seine nervöse Mutter sollte doch eine derartige Behandlung aufsuchen. Er diskutiert immer wieder ärztliche Behandlungen, empfiehlt Ärzte, auch solche, die er selbst im Sanatorium Lahmanns im Weißen Hirsch kennen gelernt hat. Aber er wünscht sich nie eine aufdeckende Behandlung, hält den Kontakt und die Leiden der Mutter völlig getrennt von seinen analytischen Freunden. In diesem Punkt erwartet er von einem Arzt der Mutter genau dasselbe wie von seinen eigenen Ärzten: Unterstützung, aber keine Analyse. In einem Brief aus Paris wird auch deutlich, wie sehr Rilke hofft, dass ein geduldiger Arzt ihn von der Geduld entlastet, die er aufbringen muss, um seiner Mutter immer wieder zuzuhören und ihr tröstliche Worte zu sagen.

»Aber die Ärzte dieser Anstalt, und besonders mein lieber Dr. Noack, haben einen vorurtheilsloseren Blick für die Zusammenhänge solcher nervöser Leidenskomplexe. Sie bleiben nicht, wie viele der hervorragendsten Ärzte, beim Namen eines Leidens stehen, sie versuchen das psychische Centrum zu erreichen und zu begreifen, das die pathologischen Einzelercheinungen organisiert, und es gelingt ihnen oft, von dort aus einen neuen, noch unversuchten Einfluß auf den Patienten zu gewinnen, sein Selbstvertrauen, seine Zuversicht zu heben, ihm Wege zu eröffnen, auf denen er froher, was zu ertragen bleibt, ertragen kann. Aufrichtig gesagt, plädiere ich immer noch für einen gelegentlichen kurzen Ausflug nach dem W.H. [dem Sanatorium »Weißer Hirsch« in Dresden] und wäre, wie so oft gesagt, glücklich, wenn Du ein oder zwei Monatsgelder dafür ausnutzen wolltest, statt sie mir zu schicken. Prof. Kuntze ist weit und Prof. M. [Münzer] mag ja ein sehr ausgezeichnete Arzt sein, aber ich zweifle doch, daß er der herz-

41 BMI, S. 428 (Nr. 381 vom 13. März 1904).



liche, langmüthige und auf alles eingehende Rathgeber ist, den ich Dir so sehr wünschen würde.«<sup>42</sup>

### *Rilkes Leukämie*

Den Psychopathographien über Rilke hat Hauschild energisch widersprochen und die beteiligten Psychoanalytiker daran erinnert, dass in der klinischen Psychologie organische Ursachen ausgeschlossen werden müssen, ehe eine neurotische Störung diagnostiziert wird.<sup>43</sup> Wer die Borniertheit zur Kenntnis nimmt, mit der Lou Andreas-Salomé den Dichter auch noch im terminalen Stadium seiner Leukämie in plumper Selbstgerechtigkeit auf ihr Libido-Modell herunterredet, wird ihm beipflichten.

Allerdings geht Hauschild sehr viel weiter als Rilke selbst, wenn er die nervöse Ursachen von dessen Beschwerden generell in Frage stellt. Es rächt sich hier, dass Hauschild die Psychoanalyse mit ihren Fehlern und mit einer Reihe heute längst überwundener Voreiligkeiten identifiziert. Hauschild mischt Begriffe, die getrennt werden müssen. Er setzt beispielsweise psychogen mit neurotisch in eins, während in Wahrheit *alle* Menschen in Gesundheit und Erkrankung durch seelische Faktoren bestimmt werden, nicht nur die Neurotiker. Weiterhin identifiziert er die psychiatrische Diagnostik mit der psychoanalytischen, verkennt also die historische Tatsache, dass die Psychoanalyse in strikter Opposition zur fatalistischen Psychiatrie ihrer Gründungszeit entstand.

So baut Hauschild ein Feindbild von Psychoanalytikern auf, die nichts anderes zu tun haben, als Dichter herabzuwürdigen und Rilke zu missbrauchen, um ihr Herrschaftsgebiet fiktiv zu erweitern.

Was hier verloren geht, ist die psychoanalytische Methode einer ständigen Selbstreflexion und Selbstkritik. Psychoanalytiker werden als Dogmatiker hingestellt; wo aber ein Dogma regiert, ist Psychoanalyse unmöglich geworden. Ob jemand als Neurotiker auffällig wird oder als Psychotherapeut, ist nach dem analytischen Modell kein grundsätzlicher Unterschied. *Alle* Menschen müssen ihren Narzissmus, ihren Ödipuskomplex, ihre unterschiedlichen Ängste, Aggressionen und libidinösen Impulse verarbeiten.

Wenn Symptome entstehen, sagt das nicht, dass die Betroffenen Merkmale aufweisen, die den Gesunden mangeln; es ist vielmehr so, dass den Kranken Gegenkräfte fehlen, welche die Gesunden aufbauen können. Insofern stand die Psychoanalyse schon immer der Literatur ebenso nahe wie der Psychiatrie. Ein letztes, in Bezug auf Hauschilds Rilke-Arbeit besonders wichtiges Detail ist die von ihm konstruierte Alternative zwischen einer psychogenetischen und einer somatogenen Entstehung von Krankheiten. In Wahrheit handelt es sich um einer Ergänzungsreihe, deren neurobiologische Grundlagen heute deutlicher werden.

<sup>42</sup> BM I, S. 635-636 (Nr. 586 vom 21. August 1909).

<sup>43</sup> Hauschild (wie Anm. 21).



Lous Deutungen von Rilkes Leukämie-Symptome sind ein Beispiel für »wilde«, das heißt unprofessionelle Psychoanalyse. Der professionelle Psychotherapeut schließt nicht nur organische Ursachen nach Möglichkeit aus, eher er ein Symptom dynamisch zu verstehen sucht.<sup>44</sup> Er gewinnt auch sein Verständnis aus den Einfällen des Analysanden, nicht aus einem vorgefertigten Modell, wie es Lou versucht.

Wenn Du Deine jetzigen Dinge anschaust, die in den Mund, an Zunge und Schlund geratene Bereitwilligkeit, dem Schuldgefühl zu sekundieren – woran mahnt Dich das wohl? Nicht vielleicht an jene Jahre, wo Du ebenfalls mit Knötchen zu tun hattest und mit Sensationen an einem *anderen* Schlund, operiert worden warst und befürchtetest, es könnten böse Tumoren entstehen? [...] aber anstatt mit den Jahren gerade erst zu kommen, wie Hämorrhoiden pflegen, ließen die nach, waren vermutlich deshalb bereits neurotisch überbedingt, konnten auf der ›Rutschbahn hinauf‹ gelangen, von vornherein seelischen Verklemmungen gehorsam.

Ach, dies ganze Bild ist so klar, nur mir, damaligem Kalb, war es das nicht, und damit hat Gott mich mit Schuld geschlagen, daß ich, als wir uns kennen lernten, nicht mit meinem jetzigen Können und Wissen erfahren für Dich bereit stand. Dadurch mußte das mit den Jahren zunehmen. Schon das Oben statt des Unten entspricht einer Zunahme, denn das Orale (Mund- und Saugelust des kleinsten Kindes, erste Wonne, und Enttäuschung durch Ausgleiten des mütterlichen Knöpfchens der Brustwarze aus den Lippen, in denen man sie im Lippenrand innen behalten möchte!) ist von Infantilerem her mehr als das Anale im Interesse des mit seinen Exkrementen beschäftigten Kindes.<sup>45</sup>

Hauschild irrt, wenn er Freud als den Ahnvater solcher Deutungskühnheit hinstellt. Hier folgt Lou Georg Groddeck, dem Begründer (und Übertreiber) der Psychosomatik, der eigentlich alles am Menschen auf das »Es« zurückführte und diesem eine koboldhafte Macht zuschrieb, welche seinen Deutungen organischer Erkrankungen etwas vom Schamanen gibt, wie ihn die schriftlosen Kulturen kennen. Freud war hier sehr viel skeptischer; er plädierte eher dafür, sich dem Gebiet der Psychosomatik erst zuzuwenden, wenn die psychologische Aufklärung über die Neurosen einigermaßen abgeschlossen sei.<sup>46</sup>

Rilke war bis zuletzt unsicher, ob seine Krankheit eine organische sei oder eine besonders schwere Form der ihm auch von seiner Mutter her wohlbekannten »Nervosität«. Lou hat versucht, ihn auf ihre Weise zu trösten; verstanden hat sie ihn nicht. Die chronische myeloische Leukämie, an der Rilke 1926 starb, hat lange, unspezifische Vorstadien, die sich in ihrer Symptomatik wenig von anderen Formen körperlicher oder seelischer Erschöpfung unterscheiden. Wir können sie uns einfach als das Gegenteil jenes Blut-Doping vorstellen, das heute so viele Sportler in

44 Freud beschreibt in den *Studien über Hysterie* in einer Fußnote, wie er einmal die Krankengeschichte eines Patienten, der ihm als hysterisch vorgestellt worden war, so klar und überzeugend, ohne Übertreibungen und Auslassungen fand, dass er den Kranken noch einmal genau untersuchte – und eine seltener Form einer tuberkulösen Spinalinfektion feststellte.

45 Lou Andreas-Salomé an Rilke, 12.12.1925. In: LAS, S. 480-481.

46 Vgl. Wolfgang Schmidbauer: *Die Geheimsprache der Krankheit. Bedeutung und Deutung psychosomatischer Leiden*. Reinbek 1998.

Verruf bringt: Je weniger rote Blutkörperchen, desto mehr Schwäche, Niedergeschlagenheit, Schlafbedürfnis, Anfälligkeit für alle möglichen Infektionen und für Zahnerkrankungen (unter denen Rilke in den letzten Jahren immer wieder litt).

Die Ursache ist heute teilweise bekannt: ein Chromosomendefekt, der dazu führt, dass eine veränderte Stammzelle entsteht, deren Vermehrung dann den weiteren Verlauf bestimmt. Die chronische Phase kann sich über Jahre hinziehen; dann kommt es zu einer Akzeleration und schließlich zur Blastenkrise, die vor der Entwicklung wirksamer Medikamente absolut tödlich war. Die Kranken sterben unter dem Bild einer akuten Leukämie an multiplem Organversagen.

Etwa 20 Prozent aller Leukämien haben diese Gestalt; die Erkrankungswahrscheinlichkeit ist interkulturell konstant, was für ein Überwiegen des organischen Geschehens spricht (beim Herzinfarkt oder bei Bronchialasthma schwankt die Inzidenz interkulturell sehr stark).

Rilkes letzte Krankheit ist somit ein tragisches Geschehen, das sich nicht aus seinen Ängsten oder kindlichen Traumatisierungen erklären lässt. Niemand weiß, ob er länger gelebt hätte, wenn er sich psychoanalytisch hätte behandeln lassen. Dass es dazu nicht kam, liegt nicht nur an der manischen Abwehr des Dichters, der für ein solches Vorhaben nicht die Geduld hatte, sondern lieber in eine neue Rolle, eine neue Liebe schlüpfte, wie schon als Kind, als er die gute Ismene spielte und der Mama sagte, er hab den bösen René fort geschickt. Es liegt auch an der mangelnden Professionalität der Analytiker, welche der Dichter befragte. Sie verhielten sich, als seien ihnen wesentliche Bestandteile der analytischen Profession gänzlich fremd: Zurückhaltung, Selbstreflexion, Abstinenz hinsichtlich der Befriedigung eigener Interessen zu Ungunsten des Analysanden.

Eine psychoanalytische Kur lässt sich nicht als Austreibung von Teufeln deuten – und sie wäre doch sehr überschätzt, wenn man ihr die Macht zuschriebe, sie könnte eine so hartnäckige Leidenschaft auflösen, wie es die Rilkes zur poetischen Selbstverdoppelung gewesen ist. Ein wenig Einsicht, Erleichterung und Entspannung, vielleicht sogar einen Schritt zu einer gelasseneren Produktivität kann eine Analyse aber doch bewerkstelligen, vorausgesetzt, sie wird kunstgerecht durchgeführt.

Daran mangelte es in Rilkes Fall erheblich; die Bedingungen dafür waren extrem schlecht. Lou war Rilkes Pädagogin; wo aber erst einmal die Pädagogik Wurzeln geschlagen hat, kann die Analyse nicht mehr gedeihen, denn sie verlangt Distanz, Ergebnisoffenheit, Toleranz auch für das Unerwünschte und Unerwartete, schließlich auch noch die Bereitschaft, Übertragungen nicht pädagogisch einzusetzen, sondern sie analytisch aufzulösen.

So erinnert die Beziehung von Lou zu Rilke an das Wort von Karl Marx, dass die Geschichte als Tragödie beginnt und sich als Farce wiederholt. Als seine mütterliche Geliebte hat Lou Rilke aus dem Gravitationsfeld der Mutter befreit und ihn damit auf den Weg zu einer Ernsthaftigkeit der literarischen Arbeit gebracht, der dem ehrgeizigen jungen Mann vorher verschlossen war. Als Psychoanalytikerin hat sie vergeblich versucht, dem ihr geistig längst überlegenen Dichter beizustehen. Sie scheiterte wieder an ihren eigenen Ängsten, diesmal an denen, ihn wirklich loszulassen.

Es war nicht Rilke gewesen, es war Lou, welche angesichts ihrer übermächtig werdenden Ängste in das Arrangement ihrer keuschen Ehe mit Andreas zurückfloh. In ihrer mütterlichen Gebärde, in der sie sich später so gerne von dem stets sensibel auf die Bedürfnisse seiner (Brief)Partnerinnen bezogenen Dichter bestätigen liess, konnte sie nie und nimmer die neutrale Analytikerin sein, die für eine Beratung in diesen Dingen notwendig gewesen wäre, – so wenig übrigens wie Freud selbst, wie jeder ehrgeizige Freudjünger, dem es mehr darum ging, die Sache der Psychoanalyse zu fördern, als die Leiden des Dichters zu verstehen.

Rilke fand neue und stärkere Kräfte, welche ihn weiter trugen – Paula Becker, Clara Westhoff, Rodin; Marie Taxis, Nanny Wunderly-Volkart. Die Problematik, die sich jetzt mit Lou ergab, war wieder durch ihre Voreingenommenheit geprägt: Sie wollte ihre einstige Bedeutung nicht revidieren, sie war nicht bereit, die Werkzeuge der Analyse auf sich selbst anzuwenden, sondern sie hielt daran fest, dass Rilke (wie auf dem Bild mit Nietzsche und Rée) den Wagen ziehen, sie aber diesen lenken müsse.

Lou sprach nicht über ihre Ängste, sondern kleidete sie in Ratschläge. Sie unterstützte Rilke in seiner manischen Abwehr, statt diese in Frage zu stellen. Es gehört schon viel psychotherapeutischer Größenwahn dazu, sich vorzustellen, dass die Analyse einen Menschen umschaffen kann, wo sich dieser das nicht wünscht. Rilke wäre durch eine Psychoanalyse kein anderer geworden – allenfalls mehr er selbst.

Die Angst, seine Schöpferkraft zu verlieren, war ein zentrales Symptom Rilkes: die Angst vor dem Zusammenbruch seiner Fähigkeit, sich selbst in seinen Texten zu verdoppeln und dadurch ein wenig mehr Sicherheit zu gewinnen. Ein solches Talent, das Rilke in seinen Briefen fast täglich bewies, ist als Angstabwehr nur unvollständig beschrieben; andererseits begreift der die Dynamik eines solchen Verhaltens nicht, der sich gar keine Gedanken über seine defensiven, manischen Qualitäten macht.

Indem Lou Rilke gegenüber die Angst vor dem Verlust seiner Kreativität als realistische Möglichkeit ausgab, hat sie ihn aus der Analyse heraus gescheucht und *ihre* Ängste gemildert, dass Peinliches über ihre eigenen kindlichen Seiten in die analytische Subkultur dringen würde, deren Fähigkeit zur Diskretion damals wie heute überschätzt wird.

Hat Lou Rilke geschadet, indem sie ihm den Weg in eine Psychoanalyse verbaute? Wir wissen es nicht, können es weder ausschließen, noch nachweisen. Auf dem Umweg einer Milderung von Ängsten und Abwehr-Anstrengungen hätte eine psychotherapeutische Intervention Rilkes innere Spannungen mildern und so den Ausbruch der Leukämie verzögern können. Aber es wäre therapeutischer Größenwahn, einen solchen Ausgang zu versprechen. Zudem sprechen viele Beobachtungen dafür, dass Rilke ohne die Freundschaft mit Lou nicht einmal in die Nähe eines solchen Projekts gekommen wäre. Zu viel stand im Weg.

Hermann Hesse ist an derselben Form einer Leukämie gestorben wie Rilke; er war allerdings 82 Jahre alt. Ähnlich Rilke eine in einem Internat traumatisierte Hochbegabung, absolvierte 1916 Hesse eine Psychotherapie. Er hatte 1914 die deutsche Kriegsbegeisterung kritisiert und litt seither unter der Häme aller Deutschenationalen. 1916 war sein Vater gestorben; dazu kam eine schizophrene Erkrankung seiner ersten Frau.

Und während es sehr voreilig wäre, den späten Ausbruch der Leukämie auf Hesses analytische Therapie zurückzuführen, verdient doch die Tatsache erwähnt zu werden, dass die Psychoanalyse Hesses schöpferische Fähigkeiten nicht blockiert hat. »Ohne den Psychoanalytiker Josef Bernhard Lang sähe das Werk Hermann Hesses anders aus [...] Sie erst verwandelte 1916 den bis dahin traditionellen Formen verpflichteten Unterhaltungsschriftsteller in jenen modernen Visionär der Seele, als der Hesse in die Literaturgeschichte einging.«<sup>47</sup>

### *Eine kontrollierte Form von Nähe*

Wenn es aber kein Liebesverhältnis war, das den Dichter und die Zürcherin verband, was war es dann? Ganz sicher in erster Linie ein Mäzenat, das die vermögende und kulturell interessierte Dame spontan übernommen hatte, gemäss den Gepflogenheiten in ihrer Familie, wohl ohne zu wissen, welche Formen dieses annehmen würde. Die Anspruchshaltung des Dichters wuchs nämlich und nahm gegen Ende seines Lebens ein kaum fassbares Ausmass an.<sup>48</sup>

In seinen Briefen an Gebtsattel macht Rilke deutlich, dass die Analyse nicht in seinen Lebensplan passt: Sie würde ihn allein schon durch das typische Arbeitsbündnis, den analytischen Vertrag, in dem der Patient sich zu regelmäßiger Miete einer Stunde des Analytikers verpflichtet und diesen auch entsprechend entlohnt, zu dicht an die verhasste bürgerliche Existenz herangerückt und seinem Lebenstraum vom Minnesänger entfremdet haben, der auf einem Schloss lebt und von einer großen Dame für seine Dichtkunst mit herzlichster Gastfreundschaft belohnt wird.

Wenn wir die Analyse auch auf die Analytiker anwenden (und hier ist sie vielleicht am besten angewendet), wird der historische Scheideweg deutlich, an dem sich die Poesie um die Wende zum 20. Jahrhundert befand. Viele der frühen Analytiker waren mehr oder weniger gescheiterte Dichter: Gebtsattel, Tausk, Reik, Ranke, Sachs, um nur einige zu nennen. Freud gewann sie für die »Sache« der Psychoanalyse; sie wurden seine treuesten Anhänger. Anders als approbierte Ärzte waren sie auf den Rückhalt der psychoanalytischen Bewegung angewiesen und wurden so ihre glühendsten Missionare; ihre Arbeit war keineswegs unangefochten. Es gab Prozesse wegen »Kurpfuscherei«, die Freud zu einer Stellungnahme im Stil eines sokratischen Dialogs veranlassten: *Zur Frage der Laienanalyse*.<sup>49</sup>

47 *Die dunkle und wilde Seite der Seele. Briefwechsel von Hermann Hesse mit Josef Bernhard Lang*. Hrsg. Thomas Feitknecht. Frankfurt a.M. 2006. Das Zitat stammt aus einer Besprechung von Oliver Pohlmann in der Frankfurter Rundschau (Internet-Archiv). Vor allem im *Steppenwolf*, Hesses erfolgreichstem Buch, wird deutlich, dass es der Analyse gelungen ist, seine selbstzerstörerischen Neigungen bewusstseinsfähig zu machen.

48 Renata Egli-Gerber: *RMR – Nanny Wunderly-Volkart* (zugänglich auf der Website der Familie Wunderly, www.wunderly.ch).

49 Ges.W. Bd. XIV. Der Dialogpartner ist ein Jurist aus dem Innenministerium, mit dem Freud tatsächlich Kontakt aufgenommen hatte. Theodor Reik, um den es in dem Prozess ging, wurde frei gesprochen; der Anlass beleuchtet die ökonomische Dynamik der Laien-

Insofern ist Lous Weg von der nicht sonderlich erfolgreichen Schriftstellerin zur Analytikerin *auch* eine bürgerliche Karriere. Sie findet so einen Platz in der Gesellschaft, der täglichen, sicheren Broterwerb gestattet und unabhängig macht von den Launen der Verleger und Redakteure.

Die Psychoanalyse als kulturelle Bewegung und Mutter der heutigen, vielgestaltigen Psychotherapie-Szene greift nach Urformen der Dichtkunst. Die naturwissenschaftlichen Ärzte haben verlernt, mit den Kranken zu sprechen und sich in deren emotionale Bedürfnisse zu vertiefen. Die Tiefenpsychologie soll dem abhelfen. Sie belebt die Gestalt des Schamanen, des Dichter-Arztes, der heilende Gesänge verfasst, aber auch heilsame Pflanzen kennt.

In archaischen Kulturen findet der Schamane in seine Rolle durch die Selbst-Erfahrung einer ›Schamanenkrankheit‹, gerade so wie der Psychoanalytiker durch die Lehranalyse seiner eigenen Neurose Zugang zu der neuen Aufgabe finden soll. Die psychoanalytische Bewegung holt sich Verstärkung bei den Dichtern, um neben der Zellularpathologie bestehen zu können, die sich damals durchsetzte und die Medizin in ihrer Fähigkeit schwächte, in Dialog mit den aufgewühlten oder unterdrückten Emotionen ihrer Patienten zu treten.

Freud hat die Heilkraft der Sprache neu entdeckt und immer wieder gepriesen, von den Studien über Hysterie von 1895 bis zu den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* von 1916 und dem oben erwähnten Text *Zur Frage der Laienanalyse* von 1926, »aber das Wort war doch ursprünglich ein Zauber, ein magischer Akt, und es hat noch soviel von seiner alten Kraft bewahrt.«<sup>50</sup> Unter diesem Blickwinkel gewinnt Rilkes Nachdenken darüber, ob er als Vorbedingung der Unterwerfung unter die Analyse auf das Dichten ganz verzichten solle, einen neuen Aspekt. Es hätte auch heißen können, dann durch die Analyse den Weg in einen bürgerlichen Broterwerb zu finden, wie vor ihm Lou.

Der Dichter entschied sich gegen diese Möglichkeit. Er entsagte der Rolle des bürgerlichen Schamanen, stundenweise zu mieten, und suchte sich ein anderes Rollenvorbild, das den Faden des Adelsticks seiner Mutter neu verkettelte. Er individualisierte und modernisierte die Rolle des Minnesängers, dem ein Lehen gebührt. Das hat ihm viel Spott und Kritik in modernen Medien eingetragen, die – wie beispielsweise der Spiegel – eine solche Existenz als parasitär abqualifizieren. Mir legt sich dazu die Abwandlung einer Brecht'schen Frage nahe: was bedeutet schon der Parasitismus des Einzelnen, verglichen mit dem Geschäftsgebaren eines Massenmediums?

»Rainer Maria Rilke machte kein Hehl daraus, dass er zum Dichten ein Schloss mit aristokratischer Ausstattung, einen romantischen und doch gepflegten Park benötigte, dazu ein Dienstmädchen, das für sein körperliches Wohl sorgte. Stand gerade kein herrschaftliches Anwesen zur Verfügung, nahm er vorübergehend, mit einem ›Grande Hotel‹ oder ›Palace Hotel‹ vorlieb.«<sup>51</sup>

analyse: Freud hatte einen Bewerber für eine Analyse, der zu ihm kommen wollte, an Reik weiter geleitet; der Analysand nutze den ersten Streit mit dem unerwünschten Ersatz für seine juristische Rache.

<sup>50</sup> Ges. W. Bd. XIV, S. 214.

<sup>51</sup> Egli-Gerber (wie Anm. 47).

In mancher Hinsicht erinnert Rilke an einen genialen Vorläufer: Leonardo da Vinci. Auch dieser war nicht nur ein großer Künstler, sondern auch äußerst geschickt, diese Fähigkeiten in einen Kontext einzubetten, den man feudal nennen könnte, obwohl er den traditionellen, kriegerischen Zusammenhang des Feudalsystems transzendiert. Es gelang dem universal begabten Leonardo immer wieder, Reiche und Mächtige zu überzeugen, dass es eine Ehre für sie sei, ihn in ihrem Dienst zu wissen. Leonardo war (ganz anders, als ihn Mereschkowski in seinem Roman darstellt) ein wirtschaftlich erfolgreicher Mann, der nicht vom Verkauf seiner Werke lebte, sondern von der suggestiven Macht seiner Persönlichkeit.

Rilke gelang es, Mäzene zu finden, die seinen sehr kostspieligen Lebensstil finanzierten. Weit mehr als Lou waren Marie Taxis und die reiche Schweizerin Nanny Wunderly-Volkert hier – um es mit Freuds Worten zu sagen – »dem großen, im Leben ziemlich hilflosen Dichter Rainer Maria Rilke zugleich Muse und sorgsame Mutter.«<sup>52</sup> Die Fähigkeit, solche Beziehungen aufzubauen und zu kultivieren, erweist eine weit über das Sprachtalent hinaus gehende Begabung Rilkes, die man heute emotionale Intelligenz nennen würde.

Es gelingt dem Dichter, in jeder dieser Frauen die Überzeugung zu wecken, sie stehe ganz im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit, es gäbe nichts Wichtigeres als sie, sie sei auserwählt, an allem teilzuhaben, was ihn beschäftige, seine eine unentbehrliche Gehilfin, um nun freilich etwas zustande zu bringen, was ganz in der Macht des Dichters stand: sein Werk. Ähnlich wie eine Regierung den Notstand ausruft, um alle Kräfte in den Dienst der Abwehr einer Gefahr zu stellen, konnte Rilke diese Freundinnen zu außerordentlichen Leistungen für ihn bewegen, wenn eine Störung ihn gehindert hätte, zu arbeiten.

In Rilkes Briefwechsel, angefangen in dem mit seiner Mutter, fällt eine extreme Genauigkeit, ein Pflichtgefühl im Reagieren, im Aufrechterhalten des Dialogs auf. In einer Textstelle an Nanny Wunderly-Volkert wird deutlich, dass er diese Genauigkeit als wichtigen Liebesbeweis ansieht und die vielen zwanghaften Elemente im Verkehr mit seiner Mutter (der überschwängliche Dank für jedes kleine Geschenk, die Geburtstags- und Weihnachtsbriefe) zeigen, wie er der Mutter etwas gibt, was er sich auch zurück zu erhalten wünscht.

»Und oft, noch im Packen neulich dachte ich mir, dass ich doch durch Sie (nun seit anderthalb Jahren!) zuerst erfuhr, was es heisst ›Hülfe‹ empfangen (die ich zeit lebens nötig hatte!). In der rechten Hülfe, das haben Sie mich wunderbar erfahren lasen, Nike, gibt es nichts Kleines und nichts Grösseres; alles wird gleich gross in ihr: Das Vorhandensein des rechten Bindfadens, eines Aufklebeschildes im Moment des Bedarfs ist nicht geringer, nicht minder ruhe- und friedentiftend, nicht kraftsparender im innersten Grunde, als ich weiss nicht welcher enorme Beistand, als eben Berg selbst z. B. das Sie gefunden und ermöglicht haben! Da gibt es keine Unterschiede. Die meisten Menschen, selbst liebevolle, sind nach einem Hülfakt zunächst erschöpft, es muss erst wieder Hülfefähigkeit in ihnen nachwachsen: Und dann, in der Hauptsache, vieles scheint ihnen zu geringfügig, um geleistet zu sein. Sie wissen nicht oder bedenken nicht, dass, was unsere innere Waage am

<sup>52</sup> Sigmund Freud: »Nachruf auf Lou Andreas-Salome«. In: *Ges. W.* Bd. XVI.

meisten verwirrt, die minimalen Belastungen sind, die man immerfort mit den kleinsten Gewichten aufzuwiegen hat, die einem zwischen den Fingern wegrollen und nicht gross genug sind, die Dezimalzahl der Grambruchteile auf sich zu erhalten.«<sup>53</sup>

Rilke war ein Meister in jener psychotherapeutischen Technik, die wir heute ›spiegeln‹ nennen. Sie ist als einer der grundlegenden Wirkfaktoren identifiziert worden, die in allen unterschiedlichen psychotherapeutischen ›Schulen‹ und Techniken eine Rolle spielen. Es geht dabei um genaue Erfassung und Rückmeldung persönlicher Merkmale und Ausdrucksformen eines Gegenübers. Rilke hat sich Nanny Wunderly-Volkert als fürsorgliche »Siegerin« erschaffen; er gab ihr den Namen Nike nach der geflügelten Göttin des Sieges – wieder einem Engel, wenn man will. Er gab an Nanny Wunderly-Volkert die Geste weiter, welche Marie Taxis mit dem DS (Dottore Serafico) auf ihn gemünzt hatte.

Wie sind die auf diese Weise geschaffenen Beziehungen zu verstehen? Rilke schmeichelt; er idealisiert, aber er tut es auf eine Weise, die vielleicht sogar die Macht hat, das von ihm gewünschte Gegenüber auch zu erschaffen. Natürlich braucht es dazu geeignetes Material. Nanny Wunderly-Volkert sammelte, schon ehe sie Rilke kennen lernte, Sonnengedichte – er aber beschenkte sie mit der Möglichkeit, ihrer Sammlung einen veritablen Dichter einzuverleiben. Rilke war sich der Unersättlichkeit seiner Bedürfnisse nach Bemuttertwerden durchaus bewusst. In einem Brief an Nanny Wunderly-Volkert vom 24. September 1921 schrieb er auf der Suche nach einem neuen Dienstmädchen für seinen Haushalt:

»Es müsste eine sehr selbstständige, sehr findige Person sein; wenn ich die Eigenschaften alle zusammennehme, die ich von ihr zu verlangen geneigt wäre, so reichen sie für zwei Engel und drei Landmädchen.«

In ihrem Artikel über Nanny Wunderly-Volkert und Rilke empört sich Renata Egli-Gerber geradezu über den Sohn eines kleinen Beamten, der nicht genug haben kann von Eleganz, Stil und Luxus in Alltagsdingen, der sich von seiner Nike einen kostspieligen Lebensstil finanzieren lässt und sie dazu bringt, auch seine Geliebte zu unterstützen. Sie verweist auf eine Textstelle, in der Rilke seine Fassungslosigkeit über eine Malerin äußert, die behauptet, von 600 Franken im Monat leben zu können – das würde ihm niemals gelingen! Dabei verdiente eine Magd vielleicht 100 Franken im Monat; 600 Franken mussten reichen, um eine ganze Familie durchzubringen.

Egli-Gerber gibt hier eine Stimmung wieder, die sie bei manchen Verwandten der Mäzenin noch auffinden konnte, die auf Rilke gar nicht gut zu sprechen waren. Sie berichtet aber auch über Gespräche mit einer Enkelin Nannys, Mireille Wunderly, die sich an ihre Grossmutter gut erinnert. Aus diesem Bericht entsteht das Bild einer großen Dame, welche die Vormittage im Bett verbringt und von dort aus den Dienstboten ihre Anweisungen gibt, viele Briefe schreibt und einen großen Haushalt mit riesigen Vorräten an Lebensmitteln und Wäsche penibel in Schuss hält.

»Die Dienstboten mussten, wenn sie mit ihr sprachen, immer die dritte Person mit dem Namen verwenden und durften das Zimmer nur rückwärts verlassen.« Die

53 An Nanny Wunderly-Volkert, 20.5.1921. In: Egli-Gerber (wie Anm. 47).



Enkelin spricht von einem »Helfersyndrom« ihrer Großmutter und davon, dass sich diese durch den Briefwechsel mit Rilke selber kennen gelernt habe. »Der Dichter hat ihr eine Türe zu ihrem Selbst gezeigt. Diese hat sie geöffnet und dahinter einen Schatz entdeckt [...] Meine Grossmutter war am anderen Ende des Füllhorns. Sie war sich der Wirkung sehr bewusst, die ihre Gaben auf den Dichter hatten.«<sup>54</sup>

Der Begriff vom Helfersyndrom verbindet eine hoch geschätzte menschliche Eigenschaft mit einer Diagnose. Unter Syndrom versteht die Medizin eine charakteristische Verbindung von Symptomen. Helfen kann in der Tat selbstschädigende Qualitäten entfalten, zur Sucht werden, Abhängigkeiten herstellen. Die typischen Symptome des Helfersyndroms sind Rastlosigkeit, hohe altruistische Ideale, Vermeidung von Aggressionen und von unmittelbarem emotionalem Austausch, Fixierung an die Vorstellung, der zu sein, der eine Beziehung kontrolliert und in ihr der Gebende bleibt.

Ich denke durchaus, dass diese Themen in Rilkes Leben eine große Rolle gespielt haben. Sicherlich fällt dem Betrachter eher auf, wie oft und intensiv er materiell der Nehmende war, aber wer Rilkes Briefe liest, entdeckt auch eine hohe Intensität der emotionalen Zuwendung und der Sehnsucht, zu geben, die gerade seine Briefe zu Texten poetischer Lebenshilfe machen, wenn es denn so etwas gibt.

Zum Helfersyndrom gehört die Größenphantasie, allen helfen zu können, der Menschheit etwas zu geben, was sie weiter bringt. Wesentlicher aber ist eine kontrollierte Form von Nähe: es ist klar, wer der Abhängige ist, wer gebraucht wird, wer die Beziehung gestalten kann. Das Helfersyndrom nimmt zu einem Menschen dieselbe Beziehung aus, wie sie der Dichter zu seinem Text hat.

Rilke suchte eine versorgende Beziehung und bot eine narzisstische. Er reinszenierte und kontrollierte auf diese Weise die traumatische Begegnung des Kindes mit einer Mutter, die sich nicht der Realität dieses Kindes zuwenden kann, sondern in ihm eine Puppe sieht, die sie nach ihren Vorstellungen kostümiert.

Das Kind wird diese Puppe und damit sich selbst gleichzeitig lieben und hassen lernen. Der Prozess ist ja viel subtiler als eine Erziehung mit Belohnung und Strafe; es geht darum, durch Einfühlung in eine gestörte, belastete Mutter diese Mutter zu stabilisieren und es ihr zu ermöglichen, besser zu funktionieren, mütterlicher zu sein, als sie es ohne diese narzisstische Bestätigung jemals sein könnte. Rilke wiederholt sie beschwörend in jedem Brief – »meine liebe gute Mutter« – entgegen allem, was er an anderer Stelle eruptiv an Abneigung zu erkennen gibt.

Später tritt der Text an die Stelle der Puppe: Rilke befreit sich von seiner Mutter, nicht durch eine klare Trennung und kritische Worte, sondern durch Ausdünnung des realen Kontakts und virtuose Handhabung einer Brief-Beziehung. In Phias Sendungen liegen Geld und Taschentücher, die er mit hohen Worten preist, in seinen beteuerte Aufmerksamkeit, Sorge um ihren Gesundheitszustand, guter Rat für alle Schwierigkeiten und Ängste, gelegentlich ein Heiligenbildchen oder ein neues Buch.

Bewundert zu werden, geliebt für das, was ich aus mir mache – die liebe Ismene, welche den bösen René wegschickt, die Verse, welche alles Unvollkommene, Unreine, das im Menschen und auch in mir ist, abscheiden wie das Salz einer chemi-

<sup>54</sup> Die Zitate von Mireille Wunderly nach [www.wunderly.ch](http://www.wunderly.ch).



schen Reaktion und nur noch Kunst sind. So wenig mir die frühen psychoanalytischen Erklärungen einleuchten, wonach künstlerisches Schaffen Sublimierung von Triebwünschen ist, so sehr überzeugt mich die Hypothese, dass es sich um die Aufnahme einer Beziehung handelt, wie sie sonst nicht möglich ist, einer Beziehung, die für Einschränkungen und traumatische Ängste entschädigt, indem sie dem Objekt nicht mehr unterworfen ist, sondern dieses erschafft und sich so etwas unterwirft, das vom schöpferischen Ich gestaltet wird. Das künstlerische Objekt ermöglicht eine angstfreie Beziehung, einen Trost in gefährlicher Umwelt. Wenn so viele Künstler ebenso wie auch Rilke beschreiben, wie sie die Arbeit heilt, geht es in erster Linie um die Heilung von inneren Spannungen, von Ängsten. Alle Künstler sind Pygmalion.

Wie sind nun aber die Zusammenhänge mit dem Helfersyndrom zu sehen? Auch das Helfersyndrom beruht auf der Erschaffung eines idealen Objekts und auf der Milderung von Ängsten durch diesen Prozess. In Zuständen innerer Not, Einsamkeit, angesichts von Gefühlen, verwaht und verlassen zu sein, entwirft sich das kindliche Ich selbst als ideale Mutter, die anderen genau das gibt, was ihm mangelt. Später gestaltet dann die Kultur diese archaische Phantasie, gibt ihr den Ornat des Arztes, des Lehrers, des Priesters. Sie alle waren einst vereint in der Gestalt des Schamanen, der doch auch der Dichter seines Stammes war und dessen Gesänge die Konflikte in seiner Gruppe ebenso darzustellen wussten wie ihre Verankerungen in der Geisterwelt. Rilke, der im adriatischen Sturm nach den Engeln ruft, zeigt die Zeitlosigkeit solcher Gestalten und zugleich den Druck auf dem modernen Dichter, sich seine Leser-Gemeinde erst einmal zu erschaffen.